Die

Mysterien von Berlin

von

AUGUST BRASS.

BIBLIOTHECA

Erster Band.

Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage.

Berlin, 1844.

Druck und Verlag von Ferdinand Reichardt & Co.

268. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Es ist für einen jeden Autor eine eben so willkommene, als beruhigende Arbeit, die Vorrede zu der zweiten Auflage eines Werkes zu schreiben, eine Arbeit, die ihn zu verdoppelter Thätigkeit und Anstrengung anspornt, besonders wenn diese günstige Aufnahme nur einen Theil seines Werkes trifft, und dasselbe erst bei seiner vollständigen Vollendung das Urtheil rechtfertigen soll, welches über den Anfang desselben gefällt wurde.

Nachdem ich indessen dieses Versprechen gegeben, dürfte eigentlich nichts weiter übrig bleiben, dies Blatt zu füllen, da es in der Natur der Sache liegt, daß diese zweite Auflage der ersten unverändert gleich geblieben ist, abgesehen von den leider zu zahlreichen Druckfehlern, welche den Lesern des früheren Abdrucks gewiß beschwerlich gefallen sein werden, von denen die vorliegende Auflage indessen so viel als möglich gereinigt ist. Aber dennoch bleibt mir bei dieser Gelegenheit noch übrig, eine Pflicht zu erfüllen, die mir zu lieb und werth ist, als daß ich sie auch nur einen Augenblick vergessen dürfte, und es ist dies die Pflicht des Dankes, den ich hiemit allen Denjenigen darbringe, die mich bisher durch ihre gütigen Mittheilungen so kräftig unterstützten, die mir auch für die Folge ihren Beistand zugesichert haben. Daß diese Notizen aber, welche mich in den Stand setzen, zuweilen ein ernstes Wort über die

Uebelstände und Mißverhältnisse unsres socialen Lebens zu sagen, auf jene alten, eingewurzelten Schäden hinzudeuten, an denen unsre bürgerlichen Verhältnisse noch immer so schmerzhaft kränkeln, daß diese Notizen, sage ich, grade von Männern ausgingen, deren Stellung, über jede Mißdeutung erhaben, vollkommen dazu geeignet ist, sie Gutes und Schlechtes mit richtigem Blicke würdigen zu lassen, ist mir ein freudiger, kräftiger Beweis gewesen, daß das gewaltige Vorwärtsschreiten des Zeitgeistes seine Macht auf jeden Stand unsers bürgerlichen Zusammenlebens ausübt, daß selbst derjenige nicht engherzig zurückbleibt, welcher in dem früheren Schlendergang Nutzen für seine Person gefunden. Ihnen also, deren Namen hier zu nennen, mir leider nicht vergönnt ist, sage ich meinen herzlichsten, aufrichtigsten Dank für die mir zu Theil gewordenen Unterstützungen und verspreche ehrliche, gewissenhafte Benutzung derselben. — Aber auch Dir, mein guter Cartentierce, der Du wohl nicht daran dachtest, als Du Deines jetzigen Landsmannes Werk über Paris gelesen, daß ich den Inhalt des Heftes, welches Du mir bei Deiner Abreise einhändigtest, zu einem Buche derselben Tendenz benutzen würde, auch Dir danke ich hier herzlich und öffentlich, und mögen Dich auch diese Zeilen treffen, wo sie wollen, sie werden Dir gewiß den Beweis geben, daß ich Deine Güte nach Kräften zweckgemäß verwendete, wenn auch eine geschicktere Feder, als die meine vielleicht besseres geleistet haben dürfte.

Berlin im März 1844.

August Boas.

Dem Leser.

Wenn gleich mit der in jedem Jahre fortschreitenden Civilisation die nationelle Eigenthümlichkeit jeder großen Stadt Europa's immer mehr an ihrer Originalität verliert, und der Luxus mit seinem treuen Begleiter, dem Laster, immer mehr dazu beiträgt, den Stempel der Nationalität zu verwischen, der bisher die verschiedenen Völker von einander sonderte, so dürfte dennoch manches Jahrhundert darüber hingehn, bevor diese fremdartigen Stoffe sich zu einem universellen Amalgam verbinden. — Sue's Mysterien von Paris sind eine treue Schilderung von dem bewegten Treiben dieser großen Stadt, welche seit beinahe einem Jahrhundert, eine so bedeutende Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat, indem von ihr alle jene Bewegungen ausgingen, die sich wie der Schlag einer electrischen Batterie bis an die äußersten Grenzen Europa's fortpflanzten. Der Verfasser des genannten Werkes hat daher an dem Boden, auf welchem er das romantische Gebäude seiner Phantasie aufführte, einen bedeutenden Vortheil über denjenigen voraus, welcher es unternimmt, auf eine ähnliche Weise Berlin zu schildern, Berlin mit seinen Censoren, Gensd'armen und Nachtwächtern, Berlin, wo die lustige Dame Phantasie polizeilich angemeldet sein muß, will sie nicht Gefahr laufen, Vagabondirens wegen eingesteckt zu werden. Hierzu kommt noch, daß das Laster wie die Tugend in ihren Grundzügen immer dieselben bleiben, sei es an den Ufern der Spree oder denen der Seine, selbst auch dann, wenn französische Sitte und Verfeinerung weniger in Preußens Hauptstadt Wurzel gefaßt hätten. Dennoch bleibt für den Verfasser eines Werkes, das auf eine ähnliche Art

das Leben und Treiben Berlins schildern soll, ein reichhaltiges Feld übrig, dessen ergiebigster Ertrag allerdings hauptsächlich nur in der treuen Entwicklung des Nationalcharakters llegen mag. Von diesem Standpunkte bin ich bei dem Beginn des vorliegenden Werkes ausgegangen, diese Absicht hat mich zur Beendigung desselben geleitet.

Schließlich noch ein Wort über den Namen, unter welchem dies Buch in die Oeffentlichkeit tritt: Sämmtliche Uebersetzer des Sue'schen Werkes haben das Wort „mystères“ durch „Geheimnisse“ übersetzt; ich theile indessen diese Ansicht nicht, sondern bin vielmehr der Meinung, daß bei der wesentlichen Verschiedenheit des Begriffs von Geheimniß und Mysterien, obschon der Franzose beide in einem Worte vereinigt, dies auch von uns Deutschen der griechischen Sprache entlehnte Wort in diesem Falle nicht mit Geheimniß zu übersetzen ist. Es sind keine Geheimnisse, die uns Sue von dem Treiben seiner Weltstadt erzählt, es sind keine Geheimnisse, die Scenen, die ich dem Leser in diesem Buche vorführe; nein es sind die Mysterien, in welche Tausende eingeweiht sind, die täglich unter unseren Augen geschehen, an denen wir jeder Zeit Theil nehmen können, wenn wir uns sonst die Mühe geben, die bequeme Hülle selbstsüchtiger Behaglichkeit abzuwerfen und einen Blick über die gewohnte Schranke unsers täglichen Wirkungskreises hinaus zu thun auf das Leben unserer Mitbrüder. Aber so ist der Mensch. Das eigene Bedürfniß erstickt das Mitgefühl, die Gewohnheit macht ihn gleichgiltig. Und wenn wir Abends, aus heiterer Gesellschaft zurückkehrend, das weiche bequeme Lager suchen, mögen es wohl nur Wenige sein, die daran denken, was diese selbe Nacht, die wir so ruhig, so angenehm verträumen mit ihrem finstren Schleier verhüllt, Jammer und Elend, Gebet und Flüche, Thränen und Verzweiflung, Laster und Verbrechen.

Berlin im März 1844.

August Brass.

I.

Die Mutter Wegener.

Der Beginn jener Begebenheiten, welche diese Blätter füllen sollen, führt uns zunächst auf den Bahnhof der Berlin-Potsdamer Eisenbahn. Es ist ein trüber, naßkalter Abend des Januar 18—— und in dichten Flocken wirbelt der Schnee aus der grauen Nebelluft herab, um auf dem ungepflasterten Erdboden kleine Pfützen zu bilden, während er die einzeln stehende Pfähle, welche den Weg der Fußgänger markiren, das hölzerne Geländer der Arkaden und andere Gegenstände mit einer weißen Decke überzieht, die gespenstisch aus der Dunkelheit hervor flimmert, selbst wenn sich der Lichtschein der hin und wieder verstreuten Gaslaternen nicht auf ihnen bricht. Die Stille rings umher wird nur durch das gelegentliche Rasseln einer Droschke unterbrochen, welche in dem Bahnhofe auffährt, denn die Zeit, in welcher der Wagenzug ankommt, ist nahe. Jetzt schlägt die an der Vorderseite des Gebäudes befindliche Uhr Neun; zugleich läßt sich in der Ferne das gellende Pfeifen der Locomotive vernehmen, und in diesen bisher so öden Räumen herrscht jetzt die lebhafteste Thätigkeit. Eisenbahnbeamte öffnen die nach der Bahn führenden Thüren, der Kellner, der hinter dem Büffet in der Passagierstube eingeschlafen, springt auf und zündet die Spiritusflamme unter dem großen, blechernen Theekessel an, in welchem das warme Wasser zum Punsch

oder Grog aufbewahrt wird, das Schenkmädchen meldet mit gellender Stimme, daß keine belegten Butterbrodte da seien; kurz Alles rennt und läuft, bis endlich, den Rauch in abgemessenen Pausen aus dem Schornstein emporwirbelnd, die Locomotive in den bedeckten, zum Aussteigen der Passagiere bestimmten Gang einfährt und der Wagenzug mit kurzem Ruck anhält. Die Conducteure springen von ihren Sitzen, sie öffnen die Thüren des Waggons, und nun folgt das geschäftige Gewimmel der aussteigenden Passagiere.

An jenem Tage, von welchem wir hier sprechen, befand sich bei dem ankommenden Zuge nur ein einziger Wagen der ersten Klasse. Drei Herren stiegen aus demselben; zwei von ihnen in Reisepelze gehüllt, der dritte trug einen leichten, kurzen Mantel von moderner Arbeit, auch war er der Letzte, welcher den Wagen verließ.

„Es hat mich sehr gefreut, so unverhofft einen Mann gefunden zu haben, der zu einer von mir so hochgeschätzten Nation gehört," sagte zu diesem Letzteren gewendet, in polnischer Sprache einer der ersteren Herren, indem er auf dem Corridor stehen blieb, um seine Reisegefährten zu erwarten. „Ich werde wahrscheinlich längere Zeit in Berlin verweilen und Sie mit Vergnügen bei mir empfangen, wenn Ihnen sonst ein wenig Zeit für mich übrig bleibt. — Ist Ihnen meine Karte gefällig. — Wir werden im Hôtel de Rome wohnen."

„Sie erlauben mir, diese Güte zu erwiedern. — Hier ist meine Addresse, mein Herr;" sagte der im Mantel.

Beide tauschten miteinander ihre Karten aus.

„Auf Wiedersehn denn, mein Herr," entgegnete der Erstere, sich höflich verbeugend, während sein Begleiter, der bisher noch nicht gesprochen, dem gegebenen Beispiel folgte. Jener erwiederte den Gruß und verschwand unter der Menge, welche sich durch die Thüren drängte. An einer derselben wartete ein Livreebediente, den sich der beiden zurückgebliebenen Herren näherte.

„Hole mir einen Fiaker, François," sagte der frühere Sprecher zu dem Diener, aber diesmal französisch; „und bleib dann zurück, um das Gepäck in Empfang zu nehmen. Du findest uns im Hôtel de Rome. — Aber nur geschwind, es ist kalt auf diesem Corridor!"

Die Droschken waren indessen bereits schon sämmtlich durch frühere Passagiere in Beschlag genommen worden und es verstrichen mehrere Minuten, bevor der Weggeschickte von dem nächsten Halteplatz zurückkehrte. Während dessen standen die beiden Männer, in ihre Pelze gehüllt, schweigend an dem äußersten Ende des auf den Vorhof hinausgehenden Bogenganges.

„Da ist es, das ist Berlin, sprach endlich nach einer Pause der, welcher dem Fremden seine Karte gegeben hatte, zu seinem Begleiter und deutete mit der Hand in die dunkle Nacht hinaus, durch welche nach der Gegend der Stadt hin die hellbrennenden Laternen eine Art von Feuerschein verbreiteten; „das ist Berlin. — Diese Stadt, in der ich einst so glückliche, ja die glücklichsten Tage verlebt, die wieder zu betreten ich mit solcher Sehnsucht entgegen sah, und jetzt wo ich im Begriff stehe, den Schleier dieses düsteren Geheimnisses emporzuheben, jetzt weht mich eine unheimliche Ahnung an, als wolle sie mich von meinem Vorhaben zurückschrecken."

„Sie setzen sich allerdings in eine Lage, welche Muth und Entschlossenheit fordert, Graf," sagte der Andere; „aber ich bin nicht von Ihnen gewöhnt, Sie auch nur einen Schritt rückwärts machen zu sehn. — Indessen noch ist es Zeit."

„Nein, es ist nicht mehr Zeit. Ich stehe hier am Beginn meines Handelns und ich würde keine Minute meines Lebens mit Ruhe hinbringen können, wenn ich in diesem Augenblick umkehren wollte. — Sie haben nie geliebt, Vicomte; ich aber weiß, was es sagen will, ein Weib haben, das man anbetet, ein Weib und Kinder und so viele Jahre von ihnen getrennt zu sein, viele lange, bittere Jahre, ohne zu wissen, was aus unseren Lieben geworden. — Ich habe es

Ihnen oft gesagt, was ich gethan, was ich aufgeboten, um auf eine gefahrlose Weise Nachrichten über sie einzuziehen; jetzt aber soll mich nichts zurückhalten, keine eingebildete, keine begründete Furcht. Es ist nicht mehr Zeit umzukehren."

Der Sprecher hatte diese Worte mit leidenschaftlicher Heftigkeit herausgestoßen; er wendete sich von seinem schweigenden Gefährten ab und schritt hastig mehrere Male den Gang auf und nieder, bis endlich der erwartete Fiaker kam. Die beiden Herren stiegen ein, während der Bediente dem Kutscher die Weisung gab, nach dem bereits erwähnten Hôtel zu fahren. —

Wir folgen indessen jenem dritten Manne, den wir mit den beiden Fremden aus dem Wagen steigen sahen.

Er schien, nachdem er seine beiden Begleiter verlassen, einige Augenblicke unschlüssig, ob er einen Wagen nehmen, oder seinen Weg zu Fuß fortsetzen sollte, doch mochte er sich endlich für das letztere bestimmt zu haben, denn den Mantel dichter zusammenschlagend drängte er sich durch die Menschenmenge, raschen Schrittes vorwärts eilend. Bei einer am Thore befindlichen Laterne angekommen, warf er einen flüchtigen Blick auf die Karte, welche ihm der Fremde gegeben. Er las die einfachen Worte: **Le comte de Cartentierce.**

„Seltsam genug," — murmelte er für sich; „ein ganz französischer Name, und dabei sprach er das Polnische so gut, so rein, daß ich darauf schwören möchte, er sei ein Pole. — Hm, hm! — wie mag das zusammenhängen? — Nun jedenfalls scheint er Geld zu haben und ich denke, es wird nicht so fest sitzen, daß nicht etwas für mich abfallen sollte."

Mit diesen Worten steckte er die Karte in die Tasche seines Gilet und setzte eilig seinen Weg fort, da das Wetter eben nicht zu einem längeren Verweilen auf der Straße einlud. Je zuweilen, wenn er bei einem im Erdgeschoß belegenen Caffeehause oder einer Weinhandlung vorüber kam, blieb er an einem der erleuchteten Fenster stehen,

um zu horchen, zwei oder dreimal trat er auch in das Zimmer, in welchem sich die Gäste befanden, nickte dem Wirth vertraulich zu und entfernte sich wieder, nachdem er die anwesende Gesellschaft aufmerksam gemustert. Jemand, der ihm auf diesen sonderbaren Gange gefolgt wäre, würde ihn für einen Agenten der Polizei gehalten haben.

Diese Verzögerungen waren indessen daran Schuld, daß es bereits zehn Uhr geschlagen hatte und die Thüren der Häuser verschlossen waren, als er vor einem jener alten Gebäude der Judenstraße ankam, deren Erbauung in eine bedeutend frühere Periode fällt, als die jener Stadttheile, durch welche Berlin in den letzten zweihundert Jahren vergrößert worden ist. Es war ein, nur wenige Fenster in der Front zählendes, dabei aber vier Stock hohes Haus. Es mußte lange Zeit keine Reparatur erfahren haben, denn der Kalk war von den Wänden abgefallen, hin und wieder ein Fleckchen mit einer schmutzigen, verblichenen Farbe bedeckt zurücklassend, daß es aussah, wie ein aus einer Heilanstalt entlassener Blatterkranker. Auch die Fenster mit ihren wurmstichigen Rahmen sahen so krank und verhungert aus, als hätten sie sich in die Maueröffnungen zurückgezogen, wie die Augenhölen eines Bettlers. Die Hausthür, eine schmale, braun angestrichene Thür, zu der drei zerbröckelte Stufen von Sandstein emporführten, gab im Oeffnen grade so viel Raum, daß eine einzige Person durchgehen konnte, und sie schien den Eintretenden mit dem mißtrauischen, forschenden Blick des Elends anzustarren.

An die Klinke dieser Thür faßte der Ankommende und als er bemerkte, daß sie bereits geschlossen sei, stieß er einen leisen Fluch aus.

„Ich will verdammt sein, wenn das hier nicht der pünktlichste Nachtwächter in ganz Berlin ist," brummte er; „und wenn ich nicht glücklicherweise den Schlüssel bei mir hätte, könnte ich wieder eine Stunde draußen stehen bei diesem Hundewetter. — Nun — wo habe

ich ihn denn hingesteckt? — Ah, da ist er. Ich würde ihn wahrhaftig selbst im Dunkeln unter allen Hausschlüsseln der Welt schon am Gewicht erkennen."

Wenn auch nicht grade diese hyperbolische Zahl, so zog doch der Sprecher mindestens sieben oder acht große Schlüssel aus seiner Tasche, wählte von diesen den größten und unförmlichsten aus und öffnete mit demselben das Schloß. Schreiend, und erst nach einem kräftigen Stoße bewegte sich die Thür in den Angeln, um dem Eintretenden Platz zu machen, der sie hinter sich verschloß und dann an den Wänden des schmalen Corridors nach der Treppe hintappte, die ihm ein schwacher Lichtschimmer bezeichnete. Dieser Schimmer kam von einer kleinen schmutzigen Oellampe, welche auf dem Flur des ersten Stockwerks in einem Ring von Eisendraht an der Wand befestigt war. Die Lampe war indessen nicht, wie dies gewöhnlich ist, von Glas, sondern von starkem Eisenblech, so daß es möglich wurde, sie mit einem kleinen Vorhängeschloß an jenen Reif anzuschließen, wahrscheinlich um die Hausbewohner abzuhalten, ihren Privat-Oel-Bedarf aus diesem für das allgemeine Wohl bestimmten Gefäß zu entnehmen.

Bei dem Scheine dieser sonderbaren Erleuchtungsmaschine tappte das Individuum, dessen Schritten wir bisher gefolgt sind, langsam hinauf bis in das dritte Stockwerk, wo die Dunkelheit nur durch einen dünnen Lichtstrahl, der durch den Spalt einer alten Thür drang, wenig unterbrochen wurde. Ohne sich weiter mit der Ceremonie des Anklopfens aufzuhalten, legte er die Hand auf den Drücker; aber die Thür war verschlossen.

„Wer ist da?" fragte innen eine weibliche Stimme.

„Ich bin's; ich, Mutter Wegener," entgegnete Jener; „ich, der Baron. — In drei Teufels Namen hörst Du denn nicht? Soll ich schreien, daß das ganze Haus es hört."

Auf diese etwas unwillig herausgestoßenen Worte wurde ein Rie-

gel zurückgeschoben, und die geöffnete Thür zeigte die als Mutter Wegener bezeichnete Person, ein altes zusammengeschrumpftes, abschreckend häßliches Weib, noch dazu in einem leichten Negligé, welches durchaus nicht dazu beitrug, den ungünstigen Eindruck ihrer äußeren Erscheinung zu mildern. Dieser Anzug bestand aus einem rothkarirten, wollenen Unterrock, kurz genug um ein paar mit herabhängenden Strümpfen bekleidete, so dünne Beine sehen zu lassen, daß es wirklich räthselhaft schien, wie sich der übrige Körper auf ihnen im Gleichgewicht halten könne. Ein buntseidenes, schmutziges Taschentuch verhüllte züchtig die Ueberbleibsel eines zusammengeschrumpften Busens, während eine Nachthaube mit großen Bändern dies Kostüm vervollständigte. Mit einem Sechspfennig-Licht, welches sie in der dürren Hand hielt, leuchtete sie dem Fremden in's Gesicht, während der andere, übrigens unbedeckte Arm noch die Thür wie aus Gewohnheit festhielt, um sie nöthigenfalls vor jedem Unberufenen wieder schließen zu können.

„Also Du bist es doch, Arthur, mein Goldjüngelchen,“ sagte sie mit einer krächzenden, oft durch einen hectischen Husten unterbrochenen Stimme, während ihr Gesicht einen spöttischen Ausdruck annahm. „Kriegt man Dich auch wieder einmal zu sehn? — Man sagte, Du sei'st stolz geworden und hättest Deine alten Freunde vergessen.“

„Halt Deinen Mund, wenn Du nichts Besseres zu sagen hast,“ entgegnete Jener, die Alte von der Thür zurückschiebend und in die Stube tretend. „Wohnt der Russe jetzt bei Dir? He? — Oder weißt Du, wo er wohnt?“

„Wahrhaftig, Arthur, Du hast Dir jetzt einen Ton angewöhnt, wie ein Gensd'arm, wenn er einen Raucher auf der Straße nach seiner Addresse fragt;“ erwiederte die Alte mit einem fast vorwurfsvollen Ausdruck der Stimme. „Ist das die Sitte, die Du in der

feinen Gesellschaft gelernt hast? Ist das Recht, daß Du Deine Tante so rücksichtslos und grob behandelst?“

Der zu dieser zweideutigen Verwandschaft gehörende Mann, der sich vor der Thür der Mutter Wegener als „der Baron“ angemeldet hatte, schüttelte inzwischen ruhig das Schneewasser von Hut und Mantel und während er beides auf einen alten zerbrochenen Stuhl warf und einen zweiten zu dem Ofen zog, in welchem ein großes Torffeuer glimmte, sagte er:

„Ach, meine Theure, Du mußt das als eine so nahe Verwandte nicht übel nehmen, zudem bin ich naß und müde von dem weiten Weg.“

„Siehst Du, so ist es recht; so erkenne ich Dich wieder,“ fuhr die Frau fort; „und nun will ich Dir auch sagen, wo Du den Russen findest, und Dir ein Glas Grog kochen, ein Glas Grog von Arrak, daß Du Deine Freude daran haben sollst.“

Während sich die gute Frau sogleich an's Werk machte, um den verheißenen Trank zu bereiten, wollen wir uns den Gast und das Zimmer der Mutter Wegener näher betrachten, so weit es nämlich bei dem Scheine des kleinen Lichtes und des aus der Ofenthür hervorleuchtenden Feuers möglich wird.

Der Baron ist, seinem Gesichte nach zu schließen, ein junger Mann von etwa acht und zwanzig bis dreißig Jahren. Er hat ein kleines, rundes Gesicht, das übrigens mit seinen großen hübschen Augen einen gutmüthigen Charakter verräth; doch liegt ein gewisser Grad von Verschmitztheit in seinen etwas markirten Zügen. Er hat blondes Haar und einen großen buschigen Schnauzbart von derselben Farbe, der ihm das Ansehen eines ehemaligen Militairs giebt. Seine Kleidung ist elegant, seine Wäsche untadelhaft, aber dennoch liegt in dem Ensemble dieses Anzugs nicht jenes gewisse Etwas, welches den Mann von feiner Bildung bezeichnet, jene Grazie der Manieren, die in directer Verbindung mit unserer geistigen Bildung

steht und, da sie mit derselben gleichen Schritt hält, unmöglich von Außen her angenommen werden kann.

Noch mehr aber contrastirt aber diese feine, modische Kleidung mit der Wohnstube der Mutter Wegener. Es ist dies ein sehr großes längliches Zimmer von zwei Fenstern, die nach der Straße führen. Die Wände sind früher gelb angestrichen gewesen, man hat aber bei einer Renovation derselben eine blaue Farbe darüber gepinselt, die an manchen Stellen abgesprungen ist. In der Mitte der Decke, die mit einer sehr sonderbar aussehenden Arabeske eingefaßt ist, steht man einen großen eisernen Haken eingeschlagen, der an jedem anderen Orte ganz einfach dazu dienen würde, einen Kronenleuchter zu tragen, dessen Anblick hier aber unwillkürlich Entsetzen einflößt und Gedanken an Verzweiflung, an Selbstmord in der Seele hervorruft. — An dem schmalen Pfeiler, zwischen den beiden Fenstern, hängt über einer großen Kommode ein Spiegel in einem Rahmen von Nußbaumholz, dessen trübes Glas nur schwach den Schein des in der Stube brennenden Lichtes reflectirt; diese beiden Meubles sind beteutend breiter als der Waudpfeiler, an welchem sie stehen, und der dadurch zwischen der Kommode und dem Fenster entstehende Raum enthält ein sonderbares Gemisch von Flaschen jeder Art, Pfeifenröhren, Stiefelbürsten, alten Regenschirmen u. s. w. Die Fenster sind Außen durch Wetterrouleaux geschützt, und der Wind klappt mit den Ringen derselben in regelmäßigen Pausen gegen die Scheiben, an denen nur die untersten mit einer kleinen, an Bindfaden befestigten Gardine von schmutzigem, weißem Mousselin bedeckt sind. Das übrige Meublement dieses Zimmers besteht zunächst aus fünf Betten, von denen vier dicht neben einander, das fünfte etwas abgesondert von den übrigen steht. Ueber dies ist eine bunte Decke von Zitz gebreitet; es ist die Schlafstätte der Mutter Wegener, während die anderen Betten denjenigen Herren gehören, die bei ihr wohnen, denn diese Frau treibt, so viel die Polizei weiß, das ehr-

bare Gewerbe einer Zimmervermietherin. Der Raum, welcher an der Wand, wo diese Betten parallel neben einander stehen, noch übrig bleibt, wird durch den Comfort von vier Stühlen, auf deren jedem ein Waschbecken und darunter ein anderes Geschirr steht, symmetrisch ausgefüllt.

Auf der andern Seite des Zimmers wird die Wand durch eine Thür in zwei ungleiche Theile getheilt. Gegen den kleineren, dem Fenster zunächst belegenen, lehnt sich ein alter Schrank so behutsam an, als wisse er wohl, wie wenig er sich auf seine Beine verlassen könne. An dem anderen Theile steht neben der Ecke, in welcher ein großer, schwarzer, auf sechs hölzernen Füßen ruhender Ofen, eine Art von Sopha oder Chaise-longue, dessen zerrissener Ueberzug vollkommen durch eine grobe, wollene Decke ersetzt wird, die darüber ausgebreitet ist. Ein viereckiger Tisch mit einer Schublade und einer darauf festgenagelten Decke von Wachstuch in welche eine muthwillige Hand allerlei sonderbare Figuren ausgeschnitten hat, steht vor dem Sopha; über diesem sind an der Wand sehr viele Bilder angeklebt, die als Prämie bei irgend einem Volksblatt beigegeben werden.

Inzwischen hatte die Mutter Wegener ihrem Gaste, der sich behaglich vor der geöffneten Ofenthür niedergesetzt und abwechselnd bald das linke, bald das rechte Bein gegen das Feuer hielt, um seine Stiefel zu trocknen, das verheißene Getränk um so schneller bereitet, als bereits ein großer irdener Topf mit kochendem Wasser an dem Torffeuer gestanden hatte. Sie stellte zwei Gläser desselben, denn sie hatte sich selbst bei dieser Gelegenheit nicht vergessen, auf den Tisch neben einem schmierigen Spiel Karten nieder, mit denen sie bis zur Ankunft ihres Gastes Patience gespielt hatte; und während dieser seinen Stuhl näher rückte, setzte sie sich auf das Sopha, nachdem sie von dem heißen Getränk geschlürft, sich behaglich in die Ecke zurücklehnend.

„So — siehst Du, nun können wir vernünftig und ruhig miteinander reden," begann sie, nach der Beendigung dieses Arrangements die Conversation; „nun sage mir, was Du willst und wie es Dir gegangen ist, seit wir uns nicht gesehn haben. — S' ist lange her und Du solltest Dich wahrhaftig schämen, Deine, alte Bekannte so zu vernachlässigen."

„Du mußt nicht böse darüber sein, Tantchen," entgegnete Jener. „Du weißt ja, wie es jetzt bei uns geht. — Mitunter nichts zu thun und dann wieder alle Hände voll Arbeit, daß man nicht weiß, was man anfangen soll."

„Nun, ich denke, Du hast keine schlechten Geschäfte gemacht, wenigstens hast Du Dich herausstaffirt und siehst so prächtig aus wie ein Hofrath oder anderer Rentier.

„Je nun, es ist angegangen. Wir hatten vierzehn Tage lang, jeden Abend Bank. Der Stallmeister und ich, und Keiner von den andern Commercianten,*) hatte glücklicherweise es ausgewittert. Es war zwar kein großes Spiel, aber es lohnte sich doch der Mühe; nachher kam ich eines Abends in's Theater und fand einen prächtigen Freier**), einen so einfältigen Kerl von Landjunker, wie ich ihn gesehn. Er verlor etwa zweihundert Louisd'or im Schnitt***). Das ist die ganze Geschichte. — Heut war ich in Potsdam zum Mittagstisch in einer Weinhandlung; aber dieser Lump von Wirth wollte nicht leiden, daß etwas gemacht würde. — Das ist Alles."

„Aber Du hast mir noch nicht gesagt, was Du von mir willst."

„Doch — ich suche den Russen. — Kannst Du mir nicht sagen, wo ich ihn finde? — Ich will ihn brauchen."

---

*) Spieler von Profession.

**) Wir werden dem Leser weiter unten ausführlicher mittheilen, was dieses Wort bedeutet.

***) Ein Hasardspiel.

„Es ist noch sehr die Frage, ob er sich brauchen läßt."

„Wie so? Wo ist er?"

„Wo? — Ich weiß es selbst nicht. — Er hat lange krumm gelegen der arme Junge; jetzt hat er aber Einen angeschleppt, ich glaube einen Reisenden oder so was, und den haben sie heut vor. Der Kerl soll eine Masse Geld haben."

„Und Du weißt nicht, wo?"

„Aha, Du möchtest gern dabei sein. — Aber auf Ehre, ich weiß es nicht."

Die Mutter Wegener blinzelte bei diesen Worten verschmitzt mit ihren rothen Augen, daß der Spieler, denn diese ehrenwerthe Beschäftigung trieb der sogenannte Baron, laut auflachte.

„Aha, ich merke, Du willst auch etwas verdienen," sagte er. „Nun, Du weißt, ich bin nicht knauserig. — Ich gebe Dir zehn Procent von meinem Theil."

„Auf diese Rechnung verstehe ich mich nicht. — Ich will Dir was sagen, gieb mir vier Füchse, das ist eine runde Summe."

„Ich dächte gar. Das wäre zuletzt ein schlechtes Geschäft. Ich will Dir meinetwegen zwei geben. — Willst Du?"

„Du solltest Dich schämen, Arthur; wahrhaftig Du solltest Dich schämen, sagte die Alte mit zärtlich vorwurfsvollem Tone; „Du willst mit mir handeln, Du mit mir, die ich jeder Zeit so liebevoll gegen Dich gewesen. Habe ich nicht wie eine zweite Mutter gegen Dich gehandelt. — Ich habe beim Schneider für Dich gut gesagt, als Du vor zwei Jahren nackt und bloß warst; ich habe Dir zwei Paar Unterhosen und drei Paar wollene Socken gegeben, das letzte Andenken von meinem seligen Manne, der keine zwirnene Strümpfe tragen konnte, seiner Hühneraugen wegen. Nach seinem Tode verkaufte ich seine ganze Garderobe, nur die Hosen und die Socken behielt ich zum Andenken von ihm. Sie hatten einen unermeßlichen Werth für mich. Ein Jude hat mir einmal sechszehn Groschen da-

für geboten; aber ich hätte sie um keinen Preis der Welt gelassen. — Dir habe ich sie gegeben Arthur, Dir, hast Du denn das Alles vergessen!“

„Gewiß nicht Mutter Wegener; ich weiß sogar, daß ich Dir diese Sachen, als ich zu Gelde gekommen war, mit dem Dreifachen bezahlen mußte, was Dir der Jude geboten.“

„Arthur!“

„Pah, ist es nicht so, wie ich sage?“

„Arihur, Du vergißt, daß mir diese Sachen sehr theuer waren!“

„Mir sind sie es auch gewesen;“ entgegnete Jener hartherzig, ohne sich um die wehmüthigen Reminiscenzen der Wittwe zu kümmern. — „Nun, willst Du zwei Füchse?“

„Du bist schrecklich Arthur — gieb das Geld her. Ich sage Dir, Du wirst vierzig dafür wieder bekommen.“

„Da ist es — und da hast Du noch einen Thaler für Deinen Grog. — Nun, wo sind sie also? Ich glaube, ich habe keine Zeit zu versäumen.“

„Sie sind in der Wolfsschlucht.“

„Ich dacht's mir, ich werde sogleich hingehen.“

Der Spieler trank den letzten Rest des vor ihm stehenden Getränkes aus, nahm seinen Mantel um und griff nach dem Hut.

„Apropos, Mutter Wegener!“ sagte er; „wer wohnt denn hier eigentlich jetzt eine Treppe hoch? Ich ging neulich vorüber, es sieht so fein aus, weiße Rouleaux, moderne Gardinen.“

„Ach Du meinst die Wickelfrau, die seit Neujahr eingezogen ist.“

„Eine Wickelfrau? — Im ersten Stock, mit schönen Gardinen?“

„Was ist da Besonderes. — Eine Wickelfrau hat viel Bekanntschaft mit jungen, hübschen Frauen — und wenn sie ihre Karten gut zu mischen versteht, ist ein hübsches Geld dabei zu verdienen.“

„Ah, ich verstehe. — Aber die Polizei macht keinen Spaß mit dergleichen Sachen.“

„Dafür weiß sie es auch klug genug anzufangen. Wir alle hier im Hause werden nicht recht klug aus ihr. Sie trägt die Nase gewaltig hoch und läßt sich mit Keinem ein. Deshalb kann sie auch Niemand leiden und wir wollen ihr schon das Leben sauer machen. Sie hält kein Dienstmädchen, sondern nur eine Aufwärterin, und als neulich die Wochen-Reinigung der Treppe und des Flurs an sie kam, und ich grade die Treppe 'runterging, um Frühstück zu holen, begegnete sie mir und sagte: „meine Liebe, wollen Sie wohl gegen eine kleine Vergütigung die Reinigung der Treppe für mich übernehmen.“ — „Ne Madame,“ sagte ich, „wenn ich auch nicht so'ne Blouse trage wie Sie, so brauch' ich doch noch lange nicht für Sie zu scheuern, aber ich will Ihnen 'nen guten Rath geben, nehmen Sie 'nen Besen und machen Sie's sich allein. „Das hat sie mal geärgert. — Sie wurde puterroth im Gesicht.“

„Ich glaube wohl.“

„Und dann vorgestern; — das war ein Spaß! Es kommt nämlich immer ein Herr zu ihr. Ein großer, starker Mann mit einem blonden Schnurrbart, recht fein angezogen und immer mit weißen Glacehandschuhen, aber schon so alt, daß er sich schämen sollte, sich so umher zu treiben. Ich glaube indessen, er thut's auch, denn er rennt immer so rasch die Treppe 'rauf und reißt an der Klingel, als solle ihn Niemand sehn. — Na, wir hatten das längst gemerkt und wenn er kam, waren wir immer alle auf'm Flur. — Neulich kommt er auch so 'rauf gewutscht und auf einmal hör' ich einen fürchterlichen Skandal unten auf der Treppe. Ich mache die Thür auf und sehe 'runter, da hat der infame Bengel von Specht's, die hinten auf dem Hofe wohnen, es kann kein Anderer gewesen sein — den Klingelgriff mit Vogelleim beschmiert, und der feine Herr kann weder Hand noch Handschuh losreißen. — Das war ein Gelächter!

Und sie kam auch nachher heraus und machte einen fürchterlichen Lärm, bis endlich der Wirth heraufkam und sie zur Ruhe brachte. — Ha, ha, ha!“ Und die Mutter Wegener brach bei Erwähnung dieser komischen Scene in ein lautes Lachen aus.

„Wie heißt diese Frau?“ fragte Jener, nachdem sie den Anfall ihrer Lachlust niedergekämpft.

„Ich weiß es nicht. Wir nennen sie hier im Hause nicht anders, als die Katze, weil sie grüne Augen hat und lange Nägel an den Fingern, denn sie spielt wie gesagt die Vornehme.“

„Ich werde sehn, ihre Bekanntschaft zu machen; vielleicht ist Geld durch sie zu verdienen;“ sagte der speculative Arthur.

„Du wirst Dein Geld los werden;“ entgegnete die Alte; „es ist nichts mit dieser Frau anzufangen.“

„Wir müssen doch wenigstens sehn. Man muß seine Schuldigkeit thun; „fuhr Jener mit der nachdenklichen Miene eines Geschäftsmannes, der eine Sache von Wichtigkeit überlegt, fort. — „Aber jetzt muß ich machen, daß ich wegkomme.“

Die Mutter Wegener zog ein paar alte Schlarren über die schmutzigen Strümpfe, auf denen sie bisher im Zimmer umhergegangen war, schlug ein großes wollenes Tuch um ihre Schultern, und öffnete ihrem Gaste die Thür. Dieser stolperte bei dem schwachen Schimmer des Lichtes, welches sie in die Hand genommen, die Treppe so leise als möglich hinab, bis auf den Flur des ersten Stockwerks, wo die Lampe noch brannte, bei deren Schimmer er an der Wand ein großes, neben einer Klingel befestigtes Schild bemerkte, auf dem die Worte standen: „Zur Wickelfrau.“ Er glaubte in dem Zimmer, neben welchem das Schild befestigt war, sprechen zu hören. Neugierig näherte er das Ohr der Thür und vernahm innen ein leises Schluchzen, während eine andere Person, jedoch so undeutlich sprach, daß es ihm nicht möglich wurde, ein Wort zu verstehen. Endlich aber mochte sich die Sprechende — es war eine weibliche Stimme

der Thür genähert haben, und er hörte die abgebrochenen Worte: „nach Haus gehen, denn es wird spät.“ Zugleich klapperte ein Schlüssel und Arthur ging, um nicht überrascht zu werden, eilig und leise zur Treppe, stieg die Stufen hinab und öffnete die Hausthür. Neugierig wartete er einige Minuten. Er hörte oben die Thür öffnen; man kam offenbar die Treppe hinunter. Er entfernte sich einige Schritte von der Hausthür. Bald ging diese auf, zwei Damen traten heraus, während eine dritte Person hinter ihnen zuschloß. Diese beiden Damen näherten sich Arthur. Die Eine von ihnen, ihrem Gange und ihrem Embonpoint nach zu schließen, die Aeltere, hatte einen schwarzen, seidenen Mantel um, die Jüngere einen roth und grün carirten von Camlot. — Diese Letztere ging so dicht bei Arthur vorüber, daß er bei dem Scheine der Laterne ihr Gesicht und die langen, blonden Locken sehen konnte, die sich unter dem dunkelgrünen Sammet-Hute hervordrängten. Sie sah bleich und leidend aus.

„Du bist eine Närrin Henriette;“ sagte die Alte im Vorübergehn; „ich muß Dich zu Deinem Glück mit Gewalt treiben — wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich würde — —“

Weiter konnte Jener nichts hören. Er blickte ihnen nach. Da das Wetter sehr schmutzig war, sah er einen Theil des sehr niedlichen Fußes der Jüngeren, mit einem zierlichen Stiefel bekleidet.

„Ich möchte ihnen nachgehn;“ sagte er zu sich selbst; „diese kleine Blondine interessirt mich und ich würde etwas darum geben, wüßte ich, wo sie wohnt. — Aber nein — das Geschäft geht vor.“

Und er wendete sich nach der entgegengesetzten Seite der Straße.

Dieser bedauernswerthe junge Mann betrachtete sein unedles Treiben mit denselben gewissenhaften Augen, wie ein Beamter die Erfüllung seiner Pflichten. — Und seltsamer Weise genug hatte er nicht ganz Unrecht; das Spiel war ja seine einzige Erwerbsquelle.

II.

Der Graf von Cartentierce.

Es ist bei vorliegendem Werke durchaus nicht unsere Absicht, dadurch das Interesse des Lesers rege zu machen, daß wir, wie dies nur zu häufig bei unseren modernen Schriftstellern der Fall ist, die handelnden Personen mit einem mystischen Schleier umhüllen, welcher erst am Ende des Drama's fällt, oder mitunter auch nicht fällt, wenn etwa die Phantasie mit dem Autor durchgegangen, und er sich dermaßen in die Wildniß seiner romantischen Begeisterung hineingeritten hat, daß er selbst den Ausweg verloren und ihm weiter nichts übrig bleibt, als sich mit einer jener häufigen, aber stets so prächtig klingenden Redensarten zu behelfen, wie z. B. „Man hat diesen geheimnißvollen Mann nie wieder gesehn.“ Oder: „Lebt wohl,“ sagte der geheimnißvolle Fremde und eilte schnell davon. Seine hohe Gestalt verschwand im Dunkel des Waldes, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört;“ — oder noch hundert andere, zum Schluß eines Romans eben so schön klingende Worte. Diese Absicht liegt, wie gesagt, fern von uns, und so wollen wir den Leser bereits in diesem Abschnitt unserer Erzählung genauer mit den beiden Fremden bekannt machen, denen wir im Eisenbahnhofe begegneten.

Der Aventurier, dessen Beginnen wir bisher folgten, hatte allerdings vollkommen Recht, sich über die Geläufigkeit zu wundern, mit welcher der Graf von Cartentierce polnisch sprach, denn dieser war, seines französischen Namens ungeachtet, wirklich ein geborner Pole. Wir werden indessen seinen Familiennamen hier nicht erwähnen, indem derselbe nicht wesentlich in unsere Geschichte hineingehört, und es ihm nach seiner eigenen Versicherung — obgleich wir einen großen Theil dieses Manuscripts seiner Güte verdanken — selbst nicht angenehm ist, sondern wir führen nur die folgenden Notizen über sein früheres Leben an, die auf diese Erzählung von bedeutenderem Einfluß sind.

Der Graf, dessen Eltern früh gestorben waren und ihn zum unbeschränkten Besitzer eines sehr bedeutenden Vermögens gemacht hatten, befand sich noch in dem kaum über die Zeit der Kindheit hinausreichendem Alter von etwa achtzehn Jahren, als er sich in eine jener zahlreichen Verbindungen einließ, die bereits seit dem Jahre **1820** in Polen bestanden und welche den Zweck hatten, das Vaterland in seinem früheren Glanze, in seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder herzustellen. Die Verbindung, bei welcher sich der Graf befand, wurde durch die zahlreichen Spione der russischen Regierung entdeckt, und der junge Mann hätte ohne Zweifel die unglückliche Zahl derer gemehrt, die ihre Vaterlandsliebe mit harter Strafe büßten, wenn er nicht von einer hohen Hand insgeheim die Nachricht erhalten hätte, daß bereits der Befehl zu seiner Verhaftung unterzeichnet sei. Er warf sich, ohne einen Augenblick zu versäumen, auf sein Pferd, nachdem er sich mit dem baaren Gelde, über welches er grade disponiren konnte und einigen werthvollen Kleinodien versehen hatte. So erreichte er die preußische Grenze und kam, unter dem erborgten Namen Emil Delavigne, nachdem er durch seine Freunde auch mit den nöthigen Legitimationspapieren versehen, in Berlin an. In diesen Papieren war er als Portraitmaler bezeichnet und führte unter

dieser Maske ein um so zurückgezogeneres Leben in Preußens Residenz, als auch seine Geldmittel ihm nicht erlaubten, standesgemäß aufzutreten. Er besaß übrigens in der That nicht unbedeutendes Talent zur Malerei, einer Kunst, die er häufig zu seinem Vergnügen geübt, und so richtete er sich, um die Täuschung vollkommen zu machen, ein kleines Attelier ein, und hatte bald Arbeit genug in der Nachbarschaft seiner Wohnung gefunden. — Sogar die noch jugendliche Wirthin eines Kaffeehauses zweiten Ranges, wo er gewöhnlich zu Mittag aß, ließ sich durch seinen Pinsel gegen das Honorar eines zwei Monat dauernden Freitisches verewigen. So hätte er wenigstens ruhig und nöthigenfalls auch ohne die Unterstützungen, die er insgeheim von seinen Freunden empfing, sich in seine neue Lage finden können, wenn nicht der Gedanke an sein Vaterland, an die vielfachen Bedrückungen, welche sich der Fürst Constantin gegen die polnischen Stände erlaubte, ihm oft trübe Stunden bereitet hätte. Aber auch dieses schmerzliche Gefühl trat für einige Zeit in den Hintergrund zurück, als eine ihm bisher unbekannte Empfindung die Seele des jungen Mannes erfüllte.

Etwa ein halbes Jahr nachdem er seinen Aufenthalt in Berlin genommen, verliebte er sich mit allem Feuer seines jugendlichen Herzens in ein Mädchen, von dem seinem angemessenen Alter. Dies Mädchen war die Tochter eines jüdischen Banquiers, von nicht unbeträchtlichem Vermögen. Er war, um diese junge Dame zu malen, in das Haus des Banquiers gerufen worden, und schon im ersten Augenblick erwachte in ihm jene Leidenschaft, die nachmals für Beide die Quelle so vielen Unglücks wurde. — Rebecca, mit den glühenden Empfindungen und der prachtvollen Schönheit einer Orientalin ausgestattet, überließ sich ebenfalls sorglos der Zuneigung, welche ihr der junge Mann eingeflößt hatte, bis endlich diese Neigung zur Leidenschaft, diese Leidenschaft zur verderblichsten Höhe herangewachsen war. — Der Character von Rebecca's Vater war in-

dessen aus einem, an Fanatismus grenzenden Haß gegen die Christen, da ihn ein solcher um eine bedeutende Summe geprellt, und einer unersättlichen Habsucht, so weit sich diese beiden Principien vereinigen ließen, zusammengesetzt. So war keine, nicht die entfernteste Hoffnung vorhanden, daß er seine Einwilligung zu einer Verbindung der Liebenden geben würde. Dennoch machte der junge Mann den Versuch und wurde, wie leicht vorauszusehen, mit Hohn und Beleidigung zurückgewiesen. Freilich wäre das Resultat vielleicht anders gewesen, wenn er seinen wahren Stand und Namen entdeckt hätte; aber wer stand ihm dafür, daß Jener die Entdeckung dieses Geheimnisses nicht zu gewinnsüchtigen Zwecken benutzte. Auf seine eigene Gefahr hin, würde er es gewagt haben; aber er setzte auch das Leben und die Freiheit jener braven Männer, die noch mit ihm in Verbindung standen, er setzte die Sache des Vaterlandes auf's Spiel, und diese Rücksichten fesselten seine Zunge.

Wir wollen indessen nicht im Entferntesten versuchen, den nun folgenden Schritt, zu welchem sich die Liebenden verleiten ließen, anders als durch ihren jugendlichen Leichtsinn zu entschuldigen, durch jenen Leichtsinn, der noch daran gewöhnt ist, Umstände und Menschen nach dem Maasstabe zu beurtheilen, welchen wir von uns selbst und unserer Phantasie unternehmen. — Eine Einladung auf die ländliche Besitzung einer Freundin vorschützend, reiste Rebecca nach Hamburg, empfing dort das Sakrament der heiligen Taufe, und betrat erst als die angetraute Gattin ihres Geliebten das väterliche Haus. Beide hatten sich auf einen harten Empfang, auf Thränen, Bitten und endliche Versöhnung gefaßt gemacht; aber es kam anders, als sie gedacht. Der Vater stieß die Weinende mit dem Fuße von sich, er gab ihr seinen Fluch, ihr und den Kindern, welche aus dieser Ehe hervorgehen würden. diesen gräßlichen, unnatürlichen Fluch des Vaters. Noch mehre Male machte die Verstoßene den Versuch, ihren Vater wiederzusehen, aber vergeblich. Seine Thür war für sie verschlossen;

ihre Briefe wurden unerbrochen zurückgeschickt, oder blieben unbeantwortet.

Indessen suchte ihr Gemal die gebeugte Gattin so viel als möglich zu trösten. Er entdeckte ihr das Geheimniß seines Standes und beschwor sie, auf die Zukunft zu hoffen, wo ihr Vater seinen Fluch zurücknehmen werde, wenn er wisse, daß sein Schwiegersohn nicht jener arme, von ihm verachtete Maler sei. Dieser Umstand trug in der That viel dazu bei, Rebecca zu beruhigen, obgleich er nachmals die Quelle ihres Elends wurde, und so verlebte sie mit ihm vier Jahre, vier frohe, glückliche Jahre. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, Zwillingsgeborene, waren die Frucht dieser Verbindung, und auch in ihnen fand die Mutter Trost, wenn sie in einem trüben Augenblick an den noch immer unversöhnlichen Vater zurückdachte. Ihre Mutter, die vielleicht heilbringend zwischen das trübe Verhältniß getreten wäre, war schon früh gestorben, von ihren übrigen Geschwistern lebte nur noch ein älterer Bruder, den sein Vater als Compagnon des Geschäfts aufgenommen. Dieser besaß ganz den Charakter seines Vaters, wo möglich noch härter ausgeprägt. Er haßte seine Schwester als eine Abtrünnige vom Glauben der Väter; er hatte sie nie geliebt, weil er sie als die einzige Miterbin des väterlichen Vermögens betrachtete. Rebecca's unbesonnenes Handeln war ihm daher nur erwünscht gekommen und er that sein Möglichstes, den Haß des Vaters zu nähren; er veranlaßte ihn, ein Testament zu machen, in welchem der Name der Tochter nicht genannt wurde; ja er ging noch weiter, er schrieb im Namen des Vaters, doch ohne Wissen desselben, einen harten Brief an die Schwester, worin er ihr verbot, sich ferner schriftlich an die Familie zu wenden, und ihr drohte, sie von den Domestiken hinausweisen zu lassen, wenn sie den Versuch machen würde, den Vater persönlich zu sprechen. So konnte es nicht ausbleiben, daß auch in der Tochter Herzen allmälig eine gewisse Bitterkeit gegen den Vater Platz gewann.

Indessen hatte sich der politische Horizont Europa's dicht bewölkte. Di Cholera, welche in verschiedenen Gouvernements Rußland's mit Heftigkeit ausbrach, als deren Opfer auch der Großfürst Constantin fiel, erregte in Rußland selbst mehrere Empörungen; der Reichstag, welchen der Kaiser Nicolaus im Jahre 1830 hielt, hatte die Erwartungen der Polen nicht befriedigt, in Frankreich hatte die Nation in den Julitagen ihr blutiges Recht auf's Neue erkämpft; Louis Philipp erklärte, die Charte solle fortan eine Wahrheit für Frankreich sein; und hoffnungsvoll richteten die Polen ihre Blicke auf das kühne Volk, welches ihnen schon früher einmal die Hand zum Gewinn ihrer Selbstständigkeit geboten hatte.

Es war im Oktober dieses verhängnißvollen Jahres, als der Graf auf dem gewöhnlichen Weg einen Brief von Peter Wysoki's eigener Hand empfing. Dieses Schreiben enthielt weiter nichts, als die Worte: „Der gewichtige Augenblick ist da. Das Vaterland ruft seine Männer!“ — „Meine theure Rebecca,“ hatte er damals zu seiner Gattin gesagt. „Die Zeit ist gekommen, wo wir endlich diese Maske abwerfen werden, wo auch Du in der Welt die Stellung einnehmen wirst, zu welcher Dich Deine Schönheit, Deine aufopfernde Liebe berechtigen. Aber ich wäre nicht werth, Dein Gatte zu heißen, wollte ich hier in träger Sicherheit verweilen, während man meiner in diesem Kampfe bedarf. — Ich muß Dich verlassen, Dich und die Kinder; aber ich werde ruhm- und sieggekrönt heimkehren, um Dich zu holen.“

Weinend, doch ohne den Versuch zu machen, ihren Gemal durch Bitten zurückzuhalten, fügte sich Rebecca in das Unvermeidliche. Er ließ ihr eine Summe von vierhundert Louisd'or zurück, da er im Augenblick nicht mehr Geld auftreiben konnte, und reiste bereits am folgenden Tage mit den freudigsten Hoffnungen nach Warschau ab; doch forderte er noch zuvor von seiner Gattin den feierlichen Schwur,

Niemandem eher seinen wahren Stand zu entdecken, als bis er selbst sie dieses Versprechens entbunden haben würde.

Die verzweifelten Anstrengungen, welche die polnische Nation, ihre Unabhängigkeit zu erringen, machte, und deren unglücklicher Ausgang sind bekannt genug.

Mit der Einnahme von Warschau, am 7. September 1831 war Polens Schicksal entschieden. Ueber die Gefangenen erging ein hartes Strafgericht, aber Tausende von Flüchtlingen gelangten über die Grenze. Unter diesen Letzteren befand sich auch der Graf. Da er indessen die Principien der preußischen Regierung nicht kannte, und auf die Reklamationen Rußlands ausgeliefert zu werden fürchtete, wagte er es nicht, nach Berlin zurückzukehren, sondern ging nach Hamburg. Gleich nach der Einnahme von Warschau hatte er an Rebecca geschrieben und sie aufgefordert, sich ebenfalls dorthin zu begeben und ihn im Gasthofe zu erwarten. In der Hoffnung sie bereits zu finden, kam er dort an, doch sie war noch nicht da. Vergeblich wartete er nahe an drei Monate auf sie; fast in jeder Woche schrieb er nach Berlin hin, aber alle seine Briefe blieben unbeantwortet. Um dieser schrecklichen Ungewißheit ein Ende zu machen, war er endlich fest entschlossen, selbst nach Berlin zu gehen, und nur mit Mühe hielten ihn seine Freunde davon zurück. Er hinterließ demnach im Gasthofe seine Addresse, mit der Weisung, alle ankommende Briefe ihm sofort nachzuschicken, dann ging er nach Frankreich, wo er in der Normandie einen ganz nahen Verwandten, den Bruder seiner Mutter besaß, der unter Napoleon in der großen Armee gedient, den Rang eines Obristen bekleidet und sich nach der Abdankung des Kaisers in Frankreich niedergelassen hatte. Nicht ohne Mühe machte er denselben ausfindig, welcher seinen Familiennamen abgelegt, und sich nach dem seiner Frau gehörenden, in der bereits erwähnten Provinz belegenen Schlosse Cartentierce, Graf von Cartentierce genannt hatte. — Mit herzlicher Freude hatte der alte Herr seinen Neffen aufgenommen.

Seine Gemalin war todt, Kinder hatte er nie gehabt und so hauste er auf seinem Schlosse einsam und verlassen; nur der Pfarrer, mit dem er Schach spielte, und das Podagra, ein alter Bekannter aus dem russischen Feldzuge, leisteten ihm Gesellschaft. Bei einer so soliden und beschaulichen Lebensweise, hatte der alte Herr allerdings Grund genug, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was er mit einem Vermögen anfangen solle, welches ihm eine Rente von dreimalhunderttausend Francs einbrachte. Ein Neffe seiner verstorbenen Frau, der in Paris durch die geschmackvolle Art und Weise, sein Vermögen zu ruiniren, bekannt war, hatte sich allerdings eine Zeitlang bemüht, dem Oheim mit gutem Rathe an die Hand zu gehen; als dieser junge Mann aber bei einem Kirchthurmrennen das Genick brach, stand der alte Cartentierce wieder rathlos in der Welt. — Um so größer war daher seine Freude, als ihm das Schicksal so unverhofft einen neuen Erben zuführte. Er machte sogleich sein Testament, worin er seinen jugendlichen Verwandten zum Universalerben ernannte und nur die einzige Bedingung hinzufügte, daß derselbe seinen Namen ändern und sich, wie er es gethan, nach dem Stammschlosse dieser alten Familie, Graf von Cartentierce nennen müsse. —

Der junge Mann verschwieg es indessen seinem Verwandten durchaus nicht, daß er bereits verheirathet sei; er erzählte demselben alle Umstände, welche diese Verbindung begleiteten, und verlangte endlich die Erlaubniß, nach Berlin zu reisen, um sich persönlich nach dem Schicksal seiner Familie zu erkundigen. Hiermit war der Alte jedoch schlechterdings nicht einverstanden. Er behauptete, daß man durch einen geschickten Agenten ebenfalls die Gesuchten auffinden würde, er sagte, daß außerdem sein Tod nicht mehr fern sei, und daß sein Neffe ihm erst die Augen zudrücken und nicht unter fremden Leuten so ganz allein sterben lassen möge. Es lag allerdings viel Wahrscheinlichkeit in den Worten des Alten. Der Sohn des Pfarrers, ein gewandter, junger Mann, der nach Deutschland reisen wollte, wurde zu

diesem Zweck gewennen, und mit den nöthigen Geldmitteln ausgerüstet, nach Berlin geschickt. — Nach einer dreijährigen Abwesenheit kehrte er nach Schloß Cartentierce zurück. Seine Bemühungen waren fruchtlos gewesen. Der Graf war außer sich. Zwar hatte sein Agent einige Spuren über die Verschollene aufgefunden, aber diese brachen auf eine räthselhafte Weise ab, doch Jener hätte nun keinen Augenblick länger gesäumt, dem Drange seines Herzens zu folgen, wenn ihn nicht die Pietät gegen seinen Oheim zurückgehalten hätte, dessen Zustand jetzt in der That bedenklich geworden war. — Indessen schien sich Alles gegen den jungen Mann verschworen zu haben. Die Krankheit des Obrist, in dessen Alter und den Fatiguen eines bewegten Lebens ihre Basis findend, kämpfte vergeblich gegen den Rest der noch nicht verbrauchten Lebenskräfte. Der alte Herr befand sich in jenem Zustande, wo die Kunst der Aerzte nicht zu bestimmen vermag, wann diese Kräfte erschöpft sein werden, wo der geringste Hauch die Flamme des spärlich glimmenden Lichtes erlöschen kann, während es ungestört noch lange weiter glimmt.

Die Trennung von seinem Neffen, den der Kränkelnde herzlich lieb gewonnen hatte, konnte nur den nachtheiligsten Einfluß auf seinen Gesundheitszustand ausüben, sie hätte ihn vielleicht getödtet. So beschloß der junge Mann zu bleiben. Noch einmal schickte er seinen früheren Emissair nach Berlin, noch einmal kehrte dieser ohne den geringsten Erfolg zurück. Er bestätigte nur seine frühere Nachrichten, welche folgende Facta enthielten:

Rebecca's Vater war zu Anfang des Jahres 1831 gestorben.

Ihr Bruder, der Universalerbe des Verstorbenen, hatte ausgesagt, daß er keine Nachrichten über seine Schwester, oder deren Kinder geben könne. Man hatte dieselben für verschollen erklärt.

Madame Delavigne hatte mit ihren Kindern bis zum April des Jahres 1831 in dem Hause gewohnt, in welchem ihr Gatte sie zurückgelassen hatte.

In diesem Hause war im Februar desselben Jahres ein gewaltsamer Einbruch vollführt worden. Mesdame Delavigne hatte ausgesagt, daß ihr bei dieser Gelegenheit die Summe von dreihundert Louisd'or im Golde entwendet worden seien.

Zum ersten April hatte sie jene Wohnung verlassen und ein kleines Gartenhaus vor dem Rosenthaler Thore bezogen.

Von dort hatte sie sich — nach der Aussage des Wirthes — heimlich entfernt. Etwas Näheres über die Verschollene zu erfahren, war völlig unmöglich gewesen; mit ihrem Verschwinden aus dem Hause der Rosenthaler Straße hörte jede Spur auf. An der Hoffnung verzweifelnd, auf diesem Wege etwas zu erfahren, und zugleich durch seine Pflicht an die Mauern jenes alten Schlosses gebunden, blieb dem jungen Manne nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen, wenn gleich der Gedanke an sie, an deren Unglück er nicht ohne Schuld war, der Gedanke an seine Kinder, die vielleicht im Elende schmachteten, den Schlaf von seinem Lager scheuchte. — In diesem Zustande schleppte sich ein Jahr nach dem andern hin. Der sonst so lebenskräftige junge Mann versank allmälig in eine tiefe Melancholie; er gewöhnte sich an sein Unglück, als endlich der Tod seines Oheims ihn zu neuer Thätigkeit wach rief. — Kaum hatte er dem Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen und die Verwaltung seiner Güter für eine längere Abwesenheit geordnet, als wir ihn, nur in Begleitung eines einzigen Dieners, auf dem Wege nach Paris finden, wo er ebenfalls nur so lange verweilte, als nöthig war, um seine Papiere in Richtigkeit zu bringen, einige Empfehlungsbriefe zu sammeln und mit einem bedeutenden Banquierhause in Verbindung zu treten, welches ihm einen offenen Creditbrief mitgab. — Dann reiste er nach Berlin ab.

So kurz indessen auch sein Aufenthalt in Paris gewesen war, hatte ihm doch der Zufall einen Reisegefährten zugeführt. Dies

war derselbe Herr, mit welchem wir ihn auf dem Bahnhofe ankommen sahen, der Vicomte Eugen Davernay.

Man dürfte in der That nicht leicht einen Charakter auffinden, der sich so schlecht in unser modernes Alltagsleben hineinpaßte, als der des Vicomte, und welcher dennoch allgemein von seinen Freunden und Bekannten geschätzt, von den Damen geliebt wurde. Er hätte zur Zeit des zwölften Jahrhunderts geboren werden müssen, und er würde an der Spitze seiner Mannen auf Abenteuer ausgezogen sein, und sich ein Herzogthum oder ein Königreich mit seinem Degen erworben haben. Ein abgesagter Feind des Still-Lebens war er auf Abenteuer erpicht, wie ehedem Ritter Roland oder Hüon von Guyenne. Ungefähr acht nnd zwanzig Jahr alt, brav bis zur Tollkühnheit, hatte er der Belagerung von Antwerpen beigewohnt, in Spanien und Afrika gefochten, er war bei jener Expedition gegen Mejiko über den atlantischen Ocean geschifft, und die friedliche Lösung der orientalischen Frage, brachte ihn der Verzweiflung nahe. Man machte ihm den Vorschlag, sich den Engländern gegen China anzuschließen, aber er wies diese Idee mit Verachtung zurück.

„Ich werde mich nie entschließen können," hatte er geantwortet; „gegen ein Volk zu fechten, welches statt einer civilisirten Coiffüre einen Zopf trägt, und bei dem die Eifersucht durch die Gesetze des Staates selbst sanctionirt wird. Ich verachte eine solche Nation."

Aus dieser Aeußerung kann man auf die übrigen Grundsätze seines Charakters schließen. Eben so brav wie er an der Spitze seiner Compagnie auf eine Redoute losging, ebenso gefährlich war er im Salon den Damen, wenn er mit dem sicheren, eleganten Tacte des Weltmannes in der Gesellschaft auftrat. Sein Vermögen war gerade nicht bedeutend zu nennen, aber es reichte hin, ihm eine völlige Unabhängigkeit zu sichern und ihn zur Genüge bei dieser tollen Lebensart zu unterstützen.

Der Vicomte befand sich gerade in Paris und brütete über den Plan eines neuen Feldzugs, noch unentschlossen, ob er den Russen gegen die Tscherkessen, oder den Tscherkessen gegen die Russen seinen ritterlichen Arm leihen solle, als ihm der Graf von Cartentiree in einer Gesellschaft vorgestellt wurde. Fest entschlossen, Paris zu verlassen und den östlichen Theil Europa's zu durchstreifen, hatte er nicht sobald gehört, daß der Graf Berlin besuchen wolle, als er sich demselben zum Reisegefahrten anbot. Mit Vergnügen nahm Cartentierce dies Erbieten an und theilte diesem unverhofft gefundenen Begleiter nun auch vollständig seine früheren Schicksale, so wie den abenteuerlichen Zweck dieser Reise mit. Davernay war darüber entzückt; er vergaß seinen vorhabenden Winterfeldzug und schwur auf den Griff seines Degens, daß er dies Abenteuer allen Polizeiofficianten, Zauberern und anderen modernen oder unmodernen Ungeheuern zum Trotz bestehen wolle. — So sehen wir diese beiden Männer in Berlin eintreffen, im Begriff ihre Nachforschungen zu beginnen.

Während der Zeit, welche die Droschke brauchte, um die Angekommenen vom Eisenbahnhofe nach dem Hotel zu bringen, wo sie zu wohnen beschlossen hatten, wurde wenig zwischen ihnen gesprochen. Der Graf hatte sich nachdenklich in die Ecke des Wagens gelehnt; der Vicomte brummte die Melodie einer Arie aus Robert dem Teufel und unterbrach sich in dieser Beschäftigung nur von Zeit zu Zeit, um einige Züge aus seiner Cigarre zu thun. Erst als sie in dem schnell geheizten Zimmer des Hotels bei ihrem Souper saßen, begann ihre stockende Unterhaltung lebhafter zu werden.

„Auf das glückliche Gelingen unserer Unternehmung;“ sagte der Vicomte lustig, das gefüllte Glas emporhebend. „Trinken Sie Graf; — wahrhaftig ich habe in Paris selbst schlechteren Wein getrunken. Dieser la Tour ist in der That nicht zu verachten.“

Die Gläser klangen, und der Sprecher fuhr fort:

„So ist's brav; — bis auf den letzten Tropfen! Und nun

wollen wir gefälligst über unsern Operationsplan nachdenken — Ich bin daran gewöhnt, auf den Feind loszugehn, wo ich ihn finde. Aber das finden, das finden ist hier die Hauptsache."

„Ich meine, wir behalten diese Wohnung hier im Hôtel;" erwiederte der Graf nachdenklich; sie ist nothwendig, wenn wir Besuche empfangen wollen. Dann miethen wir eine zweite in jener Gegend der Stadt, wo meine Frau zuletzt gewohnt hat, vielleicht gar dieselbe; von dort aus können wir ungehindert unsre Nachforschungen fortsetzen. Wir werden wenigstens einen Haltpunkt haben. Zunächst müssen wir auch in dem Hause des Banquiers, meines Schwagers, Zutritt zu erhalten suchen; ich weiß nicht, weshalb ich den Gedanken nicht los werden kann, daß er mehr von Rebecca's Schicksal wisse, als er angiebt."

„Aber wird er Sie nicht wiedererkennen?"

„Ich glaube nicht. Es ist eine lange Zeit darüber hingegangen; außerdem hat er mich damals nur wenige Male gesehn. Auch ist ein Unterschied zwischen jenem armen Maler und dem Grafen von Cartentierce."

„Sie haben Recht; Kleider machen Leute!" lachte der Vicomte. „Als ich auf dem letzten Balle bei der Herzogin von Avranches meine süße Emmy wieder sah, wir lernten uns kennen, sie dreiundzwanzig, ich siebzehn Jahr alt, — jetzt ist sie dreiunddreißig, arme Emmy! — da sagte sie, — ich war in meiner Uniform, — „Sie sehen so stattlich aus wie ein Kriegsgott, mein theurer Eugen." — Ich glaube, sie würde gesagt haben: „Sie sehen aus wie ein Strauchdieb," wenn Sie mich bei mancher andern Gelegenheit erblickt hätte, — z. B. in Spanien als mir die Carlisten in's Bein geschossen hatten, und ich mich fünf Tage lang im Gebirge umhertreiben mußte und nachher durch meinen Anblick ein ganzes Nonnenkloster in Schrecken setzte. — Es waren sehr hübsche Nonnen darunter, wahrhaftig Graf! Ich hätte sogar nie geglaubt, daß es so hübsche Nonnen geben könnte. — Aber nun weiter über

die Gegenwart. — Sie kennen schon meine Unart, meine Freunde durch diese thörigten Plaudereien zu unterhalten, oder besser, zu langweilen.“

Der Graf lächelte. In der That erzählte der Vicomte gern von seinen Abenteuern, dabei war er aber artig genug, sich selbst daran zu erinnern und zu unterbrechen; auch sprach er nicht etwa in kramarbasirendem Tone, sondern wußte vielmehr selbst die ernsthaftesten Sachen von einer komischen Seite zu betrachten.

Unter derartigen Gesprächen war es fast eilf Uhr geworden, als Davernay, von der Reise ermüdet, den Vorschlag machte, zu Bett zu gehen; aber Cartentierce war zu sehr aufgeregt um darauf einzugehen, und während der Vicomte dem Zuge seines Bedürfnisses folgte und sich in das Schlafzimmer verfügte, öffnete Jener das Fenster, um die frische Nachtluft einzuathmen.

Das Schneegestöber hatte gänzlich aufgehört, ein scharfrr Nordost hatte die Wolken verjagt und die Straßen theils getrocknet, theils das Schneewasser in Eis verwandelt. Alles war still, einzelne Fußgänger eilten noch bei den Fenstern des Hôtels vorüber; in der Ferne hörte man den schlurfenden Schritt des Nachtwächters, welcher die Stunde abpfiff. —

Etwa zehn Minuten mochte Cartentierce auf diese stille Scene hinabgeblickt haben; er fühlte durchaus noch keine Müdigkeit, im Gegentheil, diese Gedanken, welche sich ihm mit jeder Minute mehr und mehr aufdrängten, hatten ihn fieberhaft aufgeregt. Endlich griff er nach Mantel und Mütze, um in der Lindenallee noch ein wenig auf und abzugehen und seine Phantasie zu beruhigen. Die Thüren des Gasthofes waren noch geöffnet, und so betrat er ohne weiteres Hinderniß die Straße.

IIII.

Das Haus in der Carlstraße.

Es ist für jeden fühlenden Menschen, einen nach Murray's Handbuch reisenden Engländer oder einen Commis voyageur abgerechnet, eine Empfindung ganz eigenthümlicher Art, die Stadt, den Ort wieder zu betreten, der in dem Andenken an irgend eine Episode unseres früheren Lebens eine bald mehr, bald minder wichtige Rolle spielt. Es treibt uns, diese Stellen aufzusuchen, wo wir ehedem glücklich oder unglücklich gewesen, wo wir geweint haben oder gelacht, und so steigen, wie in einem magischen Spiegel, diese Bilder längst entschwundener Jahre, bald heiter, bald trübe vor unserer Seele herauf. Wir vergessen die Gegenwart in der Vergangenheit, die alten Gefühle drängen sich warm in das pochende Herz hinein, die Seele wird wieder jung, der Greis wird Mann, Jüngling, Knabe er verlebt noch einmal jene glücklichen Tage unserer kindischen Spiele den Traum der ersten Jugendliebe, die trotzig kräftigen Regungen des Mannes. O, es ist etwas schönes um eine Vergangenheit, an

welche sich freudige Erinnerungen knüpfen. Das Andenken an sie ist der dauernde Lohn des Guten; das Laster, das Verbrechen straft sich selbst, härter oft als der Arm des weltlichen Richters — durch jenes nagende Bewußtsein der Vergangenheit.

Auch der Graf, als er die Lindenallee langsam hinunterschritt, überließ sich gänzlich seinen Erinnerungen. Wie oft war er nicht mit Rebecca hier entlang gegangen, die Kinder an der Hand führend. — Immer deutlicher, immer klarer trat jene Zeit vor seine Seele. Er blieb vor einem alten Lindenbaum stehen, er erkannte genau diesen Baum wieder, obschon die blätterlosen Zweige mit Schnee bedeckt waren; es war ja derselbe, unter welchem er seinen kleinen Eugen wiederfand, als sich der dreijährige Knabe eines Abends von der Hand seiner Mutter losgerissen und im Gedränge verlaufen hatte. Er war mit seinen Lieben im Schulgarten gewesen, auch in den Zelten hatte ein Concert stattgefunden, und die Linden waren gedrängt mit den heimkehrenden Spaziergängern gefüllt; die Angst der Mutter, deren Freude, als er ihr den kleinen Entlaufenen wieder zuführte, aller dieser einzelnen Umstände erinnerte er sich deutlich, ungeachtet dieser Reihe von Jahren, welche dazwischen lagen, Jahre, welche eine tiefe Furche auf seiner noch jugendlichen Stirn gegraben hatten, welche die getäuschten Hoffnungen eines ganzen Lebens enthielten.

So in sich selbst verloren, war es wohl nicht zu verwundern, wenn er die wenigen bei ihm vorübereilenden Personen kaum bemerkte; als er indessen nahe bis an die neue Wilhelmstraße gekommen war, fühlte er plötzlich seinen Arm berührt, und indem er sich umwendete, erblickte er ein ziemlich ärmlich gekleidetes Mädchen, ohne Hut und Mantel, nur mit einem großen, sogenannten Umschlagetuche, in etwas gegen die Kälte geschützt. Noch ehe sich der Graf von seinem unwilligen Erstaunen über diese Zudringlichkeit erholen konnte, hatte dies Mädchen seinen Arm gefaßt.

„Um Gotteswillen, mein Herr, retten Sie mich," sagte sie mit einer Art von krampfhaftem Schluchzen, welches fast ihre Stimme erstickte. „Retten Sie mich, ich bitte Sie bei Allem was Ihnen werth ist!"

„Was hast Du? Was ist Dir mein Kind?" fragte Cartentierce überrascht.

„O mein Gott, die Gensd'armen. Man wird mich arretiren, wenn Sie mich nicht in Schutz nehmen. Sie sind dicht hinter uns."

Der Graf begriff jetzt leicht den Zusammenhang dieser Sache. Die Polizei Berlins verfährt ziemlich unnachsichtlich mit jedem Frauenzimmer, welches sie nach zehn Uhr allein auf der Straße findet, und welches noch jung genug ist, um den Verdacht einflößen zu können, daß der Zweck dieses späten Ganges kein anderer ist, als der, irgend eine männliche Bekanntschaft zu machen. Dieses Mädchen, von einem Gensd'armen verfolgt, dessen Säbel hinter ihr auf dem Pflaster rasselte, glaubte keinen besseren Schutz als den einzeln gehenden Fremden finden zu können. Cartentierce warf bei dem Schein einer Laterne einen Blick auf das Gesicht des Mädchens. Sie konnte höchstens sechszehn oder siebzehn Jahr alt sein, aber Gram und Entbehrungen, oder das Laster hatten den Schmelz der Jugend von diesen Zügen gewischt und ihrer Stimme jenen melodischen Klang der unschuldigen Reinheit genommen. Auch ihre Formen waren noch jugendlich, fast kindlich. Die kleine Hand, welche sich so plötzlich unter seinen Arm geschoben, zitterte heftig vor Angst und Schreck.

„Lassen Sie mich an Ihrer Seite mein Herr," sagte sie flehend. — „Ich will ja weiter nichts von Ihnen. Sie haben vielleicht eine Frau oder eine Schwester, ich beschwöre Sie bei Ihrer Liebe zu ihnen, lassen Sie mich nur eine Viertelstunde, nur zehn Minuten an Ihrer Seite."

Auch wenn das Mädchen ihn nicht hieran erinnert haben würde

hätte er ihre Bitte doch gewährt; die Angst, welche sich in ihrem Gesichte ausdrückte, war zu unverstellt und erweckte sein Mitleid.

„Komm," sagte er.

Sie bogen rasch in den gewölbten Durchgang nach der neuen Wilhelmstraße ein. Der Polizeiofficiant folgte ihnen.

„Wenn er Sie fragen sollte, ob Sie mich kennen, so antworten Sie mit ja, ich bitte Sie um Gotteswillen; — sagen Sie, daß Sie auf mich gewartet hätten;" flüsterte das Mädchen kaum hörbar.

Der Graf fühlte ihr heftiges Zittern. Er hätte sie in der That nicht verlassen, selbst wenn der Gensd'arm Einspruch gethan hätte. Dazu kam es indessen nicht; nachdem derselbe bei ihnen vorübergegangen und sich bei einer Laterne hingestellt, um das Paar mit Muße betrachten zu können, schien er befriedigt, und kehrte um; wenigstens hörte man seinen Fußtritt nicht mehr. Das Mädchen athmete tief auf.

„Ich danke Ihnen tausendmal mein Herr," sagte sie, nachdem beide bereits die Marschall-Brücke passirt. „Aber ich will Sie weiter nicht belästigen. Ihr Weg führt Sie doch wohl nicht hier entlang und ich bin bald zu Haus."

Cartentierce stutzte. Er hatte geglaubt, daß dieses Mädchen ihn als gute Prise betrachten und vielmehr auffordern würde, mit ihr zu gehen. Ohne sich indessen sein Erstaunen merken zu lassen, nahm er vielmehr einen scherzenden Ton an:

„Ich dachte, Du würdest mir erlauben mit Dir zu gehen, mein Kind," sagte er. — Sie sah ihn mit den großen, hübschen Augen verwundert an.

„Sie spaßen mit mir. Ein so feiner Herr geht nicht zu solchem armen Mädchen."

Die Armuth hat selten einen anderen Maasstab als das Geld. Dieses Mädchen war sogar hübsch, aber sie hätte schön sein können, wie ein plastisches Bildwerk der Alten, nie würde sie es gewagt haben, sich mit einer Anderen ihres Geschlechtes zu vergleichen, wenn

diese besser gekleidet gewesen wäre, als sie. So gewöhnt sich die Armuth an sich selbst; das Selbstgefühl stumpft sich durch die Gewohnheit ab.

„Wenn es weiter nichts ist," sagte der Graf; „so werde ich mitkommen. Wo wohnst Du."

„In der Karlstraße. Aber ich fürchte, Sie werden es nicht nach Wunsch bei mir eingerichtet finden."

„Das thut nichts zur Sache. — Komm nur."

Rasch vorwärts schreitend erreichten beide bald die ezeichnete Straße, und das Mädchen blieb vor einem noch neuen, aber wüst aussehendem Hause stehen, dessen Thür nur angelehnt war. Ein flüchtiger Blick auf die zerbrochenen, im Erdgeschoß durch Bretter ersetzten Fenster, sagte dem Grafen, daß das ganze Gebäude unbewohnt sein müsse.

„Hier wohnst Du?" sagte er stehen bleibend und befremdet.

„Ja wohl, mein Herr. Das Haus ist zwar leer, weil die eine Seite gesunken ist, wie viele Häuser hier in der Gegend, und es soll nächstens abgetragen werden. — Aber da ist ein kleines Hintergebäude, wo meine Wirthin wohnt."

Cartentierce zögerte noch immer einzutreten. Ein dünner Lichtstrahl schien ihm aus den mit Stroh und Mist zugedeckten Kellerfenstern zu dringen.

„Aber dort unten wohnt doch Jemand?" fragte er.

„Es ist nur des Nachts. — Es sind Leute, die keine Schlafstelle haben, und es ist jetzt zu kalt, die Nacht im Freien zuzubringen. — Geben Sie mir die Hand, mein Herr, ich werde Sie führen; es ist hier sehr dunkel."

Der Graf faßte die Hand des Mädchens und langsam tappten beide über den finsteren Corridor nach dem Hofe. Dieser Durchgang wurde noch dadurch gefährlicher gemacht, daß in dem Fußboden mehre Dielen fehlten, die wahrscheinlich von irgend einem je-

ner, des Brennmaterials bedürftigen Kellerbewohnern gestohlen worden waren. Ueber diesen halsbrechenden Weg hinstolpernd, gelangte Cartentierce in den ziemlich geräumigen Hof, auf dessen rechter Seite ein kleines, einstöckiges Haus stand, an dessen Fenstern die unteren Scheiben innen mit Decken verhängt waren, während hinter den oberen ein trübes Licht schimmerte.

In dieses Gebäude führte das Mädchen ihren Begleiter. —

Wir haben erst wenige Blätter dieses Buches vollgeschrieben, und dennoch stehen wir jetzt schon im Begriff, eine Stufe des Elends zu schildern, wo der Mensch Alles, was ihm von der göttlichen Natur angehört, abgelegt hat, wo nur das thierische Princip übrig geblieben, der Instinct, welcher uns antreibt, ein Dasein zu fristen, welches weiter nichts kennt, als eben dieses Dasein, und somit auch nur durch sich selbst, freilich nur locker, aber um desto ängstlicher an das Leben geknüpft ist. Es ist dies jenes Elend, wo selbst die Erinnerung an eine bessere Zeit aufhört, wo der stumpfsinnige Drang des Augenblicks den Menschen vergessen läßt, daß er Mensch ist, wo er nicht mehr den Reichen, der im prunkenden Wagen bei ihm vorüber fährt, beneidet, wo er nicht mehr bettelt, nicht mehr zu stehlen wagt, nicht etwa aus der moralischen Ueberzeugung des Unrechts, oder der Furcht vor Strafe, nein, nur deshalb, weil er aufgehört hat, Mensch zu sein und sich der übrigen Gesellschaft gleich zu achten. Er würde es selbst bei dem peinigendsten Hunger nicht wagen, ein Brod von dem Tische eines Bäckerladens zu nehmen, aber er balgt sich mit einem Hunde um einen Knochen, den das Thier einem Rinnstein entnommen. Er hat selbst das nicht mehr mit seinen Mitmenschen gemein, daß er sündigen kann.

Die Leserin, welche früher die so günstige Gelegenheit hatte, das alltägliche Leben aus den Romanen Sternbergs, oder den Schriften der aesthetischen Meklenburgerin von Grund aus kennen zu lernen, die Leserin; welche es sogar gewagt hat, Bettina's Buch in die

Hand zu nehmen, welches nicht des Königs allein, nein jedes Menschen Eigenthum sein sollte, und die nach Beendigung dieser sonderbaren Lectüre mit einem leichten Schauder den eleganten Deckel zuklappt, sagend: „das muß doch schauderhaft sein, wenn es wahr ist;“ diese thäte allerdings wohl besser daran, bei dieser Stelle unseres Buches abzubrechen und nicht weiter in diese Mysterien einzudringen. Wenn die Phantasie des Dichters die gräßlichsten Scenen des Jammers und der Noth erschafft, um auf das Gefühl der Leser Eindruck zu machen, so webt dennoch die Himmelstochter Poesie einen leichten, luftigen Schleier darüber, unter welchem uns diese starren, nackten Formen minder grausig entgegen treten. — Aber die Wirklichkeit entbehrt jenes versöhnenden Hauches, und wir schildern hier das Elend, wie wir es gefunden.

Die Thür, welche das Mädchen zunächst öffnete, führte in eine kleine Küche; auf dem Heerd brannte ein schwaches Feuer und erlaubte dem Beobachter nur undeutlich, diese wenigen, schmutzigen Geräthschaften zu unterscheiden, welche darin enthalten waren. Carentierce hatte indessen wenig Zeit zu einer genaueren Musterung dieses räucherigen Aufenthaltsortes, denn seine Führerin öffnete eine Seitenthür, und der Graf trat in ein nicht grade kleines Zimmer, dessen Räumlichkeit jedoch hauptsächlich durch den Mangel an Meubles hervorgebracht zu werden schien. Diese bestanden außer einem Bett und einer sehr großen Kommode, aus drei zerbrochenen Polsterstühlen mit schäbigem, zerrissenem Ueberzuge, einem in demselben Zustande sich befindenden Tisch und zwei großen sogenannten Spulrädern, welche hinlänglich die Beschäftigung der Bewohner dieses trüben Lokals verriethen.

Bei ihrem Eintritt erhob sich aus dem schmalen Bette ein gewisses Etwas, welches der Graf erst bei genauer Betrachtung, so weit es der Schein der düster brennenden Lampe zuließ, für den mit einem bunten Tuche umwickelten Kopf einer alten Frau erkannte.

Dies Tuch, die Haare und einen Theil der Stirn bedeckend, während die Zipfel unter dem Halse zusammengeknotet waren, gab dem darin steckenden, lederfarbigen Gesichte einen in der That scheußlichen Anblick, nur die Augen, welche erloschen und glanzlos, dennoch einige Beweglichkeit behalten hatten, schienen zu verrathen, daß noch Leben in dieser lebendigen Mumie sei, denn auch der zahnlose Mund schien sich kaum zu bewegen, als sie sagte:

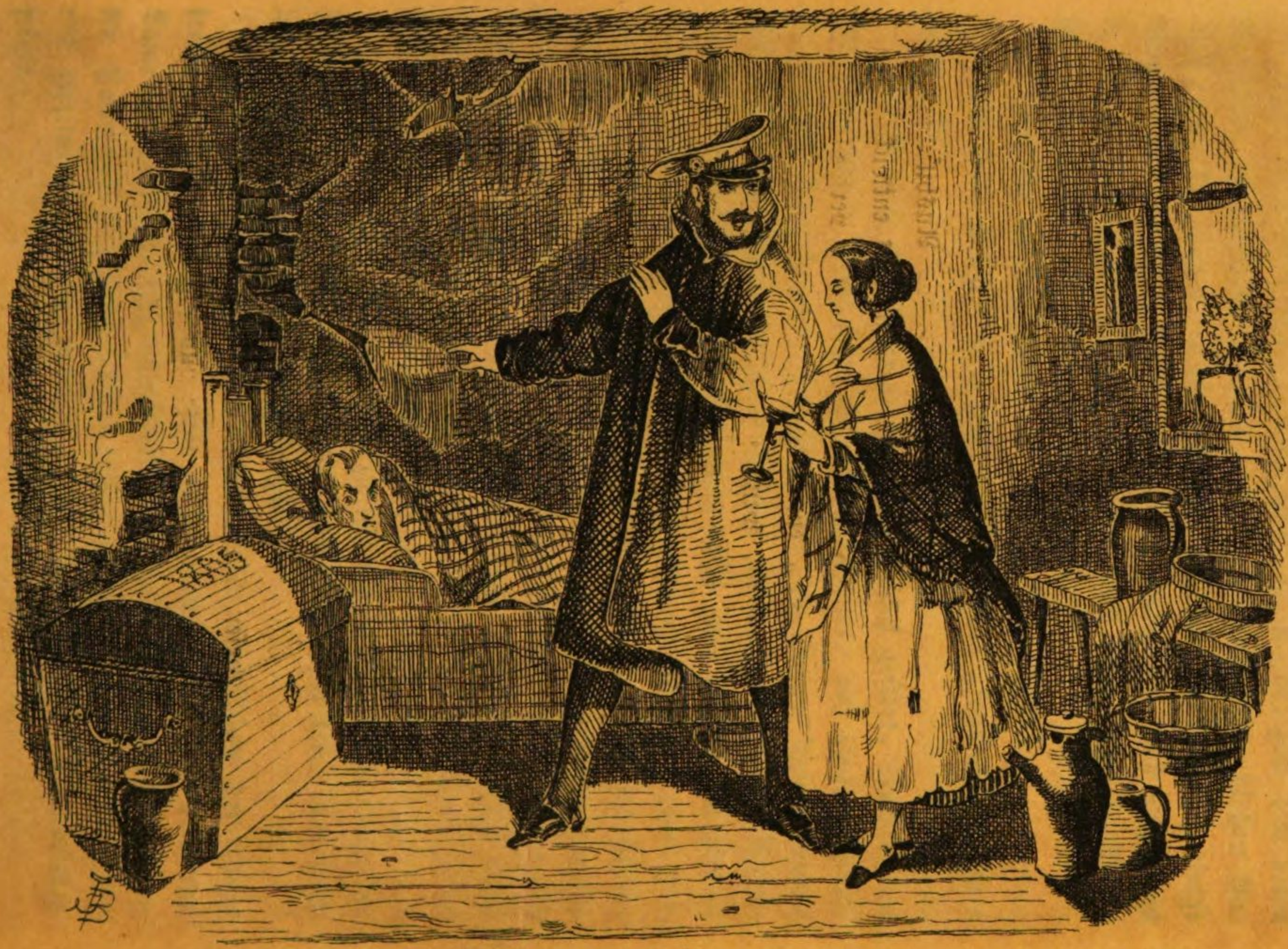
„Bist Du es Mathilde?"

„Ja Frau Kruse," entgegnete das Mädchen; „kann ich die Lampe nehmen?"

Durch diese Unterhaltung aus dem Schlaf gestört, tauchte aus der schmutzigen Decke des Bettes ein zweiter, auf ähnliche Weise eingepackter Kopf hervor, eine Hand rieb die Augen dieses zweiten Kopfes, dessen Mund in einer tieferen Stimme einige rohe Flüche ausstieß und etwas von „Schlafstören, nicht 'mal des Nachts Ruhe" u. s. w. murmelte. Alsbald kam auch eine zweite Hand oder vielmehr Faust, die indessen mit diesem Kopfe nicht so befreundet schien, als die erste, hervor, und stieß ihm in das Gesicht, worauf dieser Kopf, noch ein unartikulirtes Grunzen ausstoßend, wieder unter der Bettdecke auf eine um so räthselhaftere Weise verschwand, als diese Decke so schmal war, daß man kaum begriff, wie auch nur eine einzige Person darunter Platz finden konnte.

„Ich will Dir lehren, still zu sein Alter," sagte die Frau im Berliner Dialekte; — „na nimm die Lampe Mathildeken. Du hast Dir ja einen feinen Kober mitgebracht."

Das Mädchen erwiederte nichts, sondern machte von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch. Sie nahm diese sehr kleine, blecherne Lampe vom Tisch, zog vermittelst einer darauf liegenden, beschmierten Haarnadel den Docht etwas höher heraus, öffnete die Thür eines zweiten Zimmers und trat hinein, während ihr Cartentierce folgte.



Diese Stube, wenn man den von vier Wänden eingefaßten Raum mit diesem Namen bezeichnen darf, hatte zwei Fenster, von denen das eine nach dem Hofe, das andere, in der Seitenmauer belegene, nach einem Garten führen mochte. Diese Fenster hatten keine Laden, und die Vorhänge bestanden aus zusammengeklebtem Papier, Stücke von großen, von einer Straßenecke abgerissenen Anschlagzetteln. Die Stube enthielt ein Bettgestell, einen großen, hölzernen Koffer, auf welchem die Jahreszahl 1805 mit den Köpfen kleiner, in den Deckel eingeschlagener Nägel gebildet war, und eine rohe Bank ohne Lehne, wie man sie etwa in einem, auf keinen Luxus Ansprüche machenden Bauergarten, findet. Noch hing an der Wand ein Stückchen Spiegelglas, welches in Ermangelung eines Rahmen, sinnreich genug, in die hölzerne Einfassung einer Schiefertafel eingeklemmt, und vermöge derselben an einem Nagel aufgehängt worden war. Auf dem Sims des nach dem Garten hinführenden Fensters standen, eine in der That dem Auge an diesem öden Orte wohlthuende Erscheinung, drei oder vier zerbrochene Töpfe, einige perennirende Feldpflanzen enthaltend. Aber auch diese Gewächse sahen elend und verkrüppelt aus, als wenn sie krank geworden wären in dieser übelriechenden Atmosphäre, dieser dumpfigen Luft, welche den Wohnungen der Armen so eigenthümlich ist, und die man im gemeinen Leben so treffend mit dem Ausdruck: „es riecht nach armen Leuten“ bezeichnet.

Die Lampe, welche jetzt heller brannte als vorher, erlaubte dem Grafen diese Bemerkungen schnell zu machen; aber als sein Auge zum zweiten Male auf das vorher nur flüchtig beachtete Bettgestell fiel, schrak er unwillkürlich zusammen, als er auch hier ein menschliches Wesen sich bewegen zu sehen glaubte.

„Wir sind nicht allein,“ sagte er. — „Wer ist dort im Bette?“

Das Mädchen wendete sich verwirrt, beschämt von dem Fragenden ab, eine große schwere Thräne hing in ihrem Auge, die Hand, in welcher sie die Lampe hielt, zitterte, daß das Oel auf den Fußboden floß. Endlich sagte sie mit erstickter Stimme:

„Es thut nichts mein Herr, es ist nur mein Vater."

Es war nur ihr Vater! — Gerechter Gott! — —

Cartentierce stand bestürzt. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. — Hier hatte das Laster in Verbindung mit dem Elend einen Grad der Niedrigkeit erreicht, vor welchem ihm graute. — Er zögerte, weiter zu fragen:

„Er ist zu krank und schwach, um das Bett verlassen zu können," fügte endlich das Mädchen hinzu, — „und wir haben beide nur dies eine Zimmer. Die Gicht hat seine Füße zusammengezogen; — so liegt er schon seit anderthalb Jahren."

Der Graf nahm die Lampe aus der Hand des Mädchens, das ihr Gesicht abwendete, und mit dem Zipfel ihres groben, wollenen Tuches die Augen trocknete. Er näherte sich dem Bette und beleuchtete das Gesicht des Kranken. Dieser hatte sich so gewendet, daß er die Stube übersehen konnte. Nicht das mindeste Zeichen menschlicher Intelligenz blickte aus seinen stieren Augen. Denn öffnete er den Mund und murmelte mechanisch, wie eine eingelernte Formel, die Worte:

„Sie werden nicht fortgehen, ohne meiner Tochter etwas zu schenken, Sie sind ein so feiner Herr und wir haben solchen Hunger."

Diese letzten Worte waren in der That überflüssig, man konnte es diesem Manne ansehen, daß er lange nichts gegessen hatte.

Cartentieree antwortete nichts auf diese Anrede, er trat schweigend von dem Bett zurück und setzte die Lampe auf den vorerwähnten Koffer.

„Hole Dir und Deinem Vater etwas zu essen," sagte er dann und reichte dem Mädchen einen Dukaten. „Ich habe beim Herkom-

men drüben an der Ecke eine Restauration bemerkt, wo noch Licht war. Du kannst auch eine Flasche Wein mitbringen."

Das Mädchen griff mit einer unwillkührlichen Hast nach dem Gelde; aber sie kannte den Werth des Goldes nicht, und als sie das kleine Geldstück fühlte, antwortete sie zweifelnd:"

„Aber mein Herr, wird man mir auch das Alles dafür geben?"

„Du wirst noch etwas wieder herausbekommen. Es gilt drei Thaler und einige Groschen."

„Drei Thaler! — Mein Gott, und ich soll das Geld behalten!"

„Gewiß mein Kind, ich schenke es Dir."

Das Mädchen zögerte noch immer, zu gehen.

„Nun, was hast Du noch? — Willst Du noch etwas?"

„Ach mein Herr," sagte sie; „wenn ich dieses Geld morgen früh wechsele, werden wir einen ganzen Monat davon leben können, ich werde wieder Arbeit bekommen und habe nicht nöthig, des Abends auf die Strasse zu gehen."

„Aber Dein Vater hat noch nichts gegessen, — und Du?"

„Ich kann schon bis morgen aushalten, und für den Vater ist gesorgt. — Es steht in der Küche Brodsuppe auf dem Feuer, die meine Wirthin für ihn gekocht hat; und das ist weit billiger, denn sie ist eine gute Frau, und sie nimmt keinen Profit von uns. Denken Sie nur, einen ganzen Topf voll Suppe für einen Sechser, und rechnen Sie das Salz und Brod, und Butter kommt auch noch dazu; — dann noch das Holz. — Wahrhaftig man kann es nicht billiger haben?"

„Warum hat aber die Wirthin Deinem Vater noch nichts gegeben?"

„Ach mein Herr, sie ist selbst arm, und ich konnte ihr nichts bezahlen, weil ich kein Geld hatte: da bin ich denn fortgegangen —."

Sie stockte bei diesen Worten, das Gefühl der Schaam geht bei dem Weibe nur selten ganz verloren.

„Geh nur, geh mein Kind," sagte der Graf; „ich werde dafür sorgen, daß Du Dir etwas auf eine andere Weise verdienen kannst. Jetzt aber geh'."

Sie eilte nun ohne Widerrede fort, Cartentierce mit dem Kranken allein lassend, der dies Gespräch mit angehört hatte, ohne jedoch dessen Inhalt zu begreifen. Der Graf näherte sich dem Bette.

„Es geht Euch hier schlecht Alter," sprach er nach einer Pause. Eure Tochter hat mir gesagt, daß Ihr sehr krank seid."

Die erlittenen Entbehrungen hatten offenbar die Verstandeskräfte des Alten geschwächt. — Er stierte den Sprecher an, als die Stimme dieses fremden Mannes sein Ohr traf, dann antwortete er:

„Meine Tochter? — Ja, ja, wo ist sie, wo ist Mathilde?"

„Sie ist fortgegangen, um Euch etwas zu essen zu holen."

„Essen! — Ach Gott ja, essen!"

Dies Wort schien seine Lebenskräfte mit neuem Feuer zu erfüllen, er machte den Versuch, sich von seinem dürftigen Lager aufzurichten, sank aber kraftlos zurück, noch einige unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd.

Der Graf trat indessen nachdenklich zu dem nach dem Garten führenden Fenster. Er schlug die buntscheckigen Vorhänge zurück, sein Auge fiel zufällig auf einen dieser bedruckten Papierstreifen, aus denen sie bestanden, es war eine Buchhändler Anzeige. Er las die durch große Buchstaben markirten Worte! „Das enthüllte Geheimniß der Kunst reich zu werden."

Es war eine Ironie des Zufalls, in der That dazu geeignet, uns ein schmerzliches Lächeln abzuzwingen, eine Reeension dieses vielleicht viel gekauften, viel gelesenen Buches, wie sie nie besser dagewesen sein konnte, dieser Zettel hier an dem Orte des Elends.

In der That bleibt es merkwürdig, wie noch zu einer so weit

vorgeschrittenen Zeit, wie die unsrige, solche und hundert ähnliche, andere Bücher gedruckt und verkauft werden können. Man sagt die Dummheit habe Glück; aber gewiß, wer dumm genug ist, sich durch eine so handgreifliche Mystifikation hintergehen zu lassen, an dem mag ein großer Theil der Schuld liegen, wenn er arm ist und es bleibt.

Mit ähnlichen Gedanken mochte sich auch der Graf beschäftigen, als er allein in dem Zimmer zurückblieb. Nichts störte ihn längere Zeit in seinen Reflexionen; der Kranke hatte die Bettdecke über sein Gesicht gezogen, seine röchelnden Athemzüge waren nur schwach zu hören.

Der Graf richtete endlich sein Auge auf den Garten, nach welchem das Fenster führte; dieser Garten schien ihm von bedeutenderem Umfange als der eines Privat-Hauses. Zufällig fiel sein Blick auf den dunklen Schatten, welchen der dicke Stamm eines alten Kastanienbaumes verbreitete. Er glaubte irgend ein lebendes Wesen sich dort bewegen zu sehen, doch als er seine Augen schärfer auf diesen Gegenstand richtete, verharrte derselbe, eine dunkle unförmliche Masse, die der schwache Sternenschimmer ihm nicht deutlicher zu unterscheiden erlaubte, in völliger Regungslosigkeit. Zweifelhaft ob er sich vorher nur getäuscht, oder ob er wirklich recht gesehn, trat er vom Fenster zurück und ließ den Vorhang herunter, um von demselben verdeckt diese Erscheinung zu beobachten. Doch ehe er noch diese augenblickliche Neugierde befriedigt hatte, wurde er durch die beschleunigte Rückkehr Mathildens gestört, und ihr Eintritt lenkte seine Gedanken wieder auf seine Umgebung zurück.

Das Gesicht des jungen Mädchens glänzte vor Freude, als sie das Tuch abwickelte, welches sie um die Teller gebunden hatte, um das darin befindliche Essen warm zu halten. Sie setzte das Geschirr und den mitgebrachten Wein auf den Tisch, und während sie aus einer Schublade Gabel und Messer herausuchte, sagte sie mit dem Ausdruck der herzlichsten, unverstellten Freude:

„Da bin ich schon wieder zurück, mein Herr. — Ich habe mich recht gesputet, um Sie nicht lange allein zu lassen.“

„Nun, hast Du Alles mitgebracht? Nicht wahr, das Geld hat doch gereicht?“ fragte Cartentierce lächelnd.

„Ach ja wohl, und ich habe noch zwei Thaler wieder herausbekommen. Man fragte mich, was für eine Sorte Wein und Essen ich haben wollte, und nannte mir eine solche Masse fremder Namen, daß ich es gar nicht im Kopf behalten konnte, da sagte ich, man möchte mir nur geben, was man wolle. Ach, — und dann bin ich auch selbst in der Küche gewesen; — was war das für ein prächtiger Geruch! Und die großen Braten, die da standen und so appetitlich aussahen, das einem das Wasser im Munde zusammenlief. Hier ist auch das Geld wieder mein Herr.“

„Ich sagte Dir schon, daß Du es behalten möchtest.“

Es war ihr immer noch nicht möglich gewesen, zu glauben, daß dieser fremde Mann wirklich so freigebig gegen sie sein könne. Bei dem geringen Bedürfnissen ihrer Lebensweise erschien ihr dies Goldstück von höherem Werthe, als einem reichen Capitalisten die Summe von Tausenden. Sie hatte selbst gesagt, daß sie fast einen ganzen Monat hindurch mit dem erhaltenen Gelde ihren Unterhalt bestreiten und sich inzwischen nach Arbeit umsehn könne; diese wenigen Thaler waren vielleicht hinreichend, eine wichtige Veränderung in ihrem ganzen zukünftigen Leben hervorzubringen. — Ach, wir, die wir so manches Mal eine bedeutend größere Summe auf die thörichtste Weise verschwenden, wir glauben es nicht, wie viel Glückliche wir durch eine andere Anwendung einer solchen Kleinigkeit machen können.

Dieses arme Mädchen erschöpfte sich daher in Aeußerungen ihrer Dankbarkeit, so daß Cartentierce sie endlich darauf aufmerksam machen mußte, daß das geholte Essen kalt und unschmackhaft werden würde, wenn sie länger zögere. Hieran erinnert, begann sie, zunächst für ihren Vater zu sorgen.

Es war in der That eine rührende Scene der kindlichen Liebe, als sie sich jetzt auf das Bett des Kranken setzte, der den Geruch der Speisen einathmend, instinctmäßig alle seine Kräfte aufbot, sich aufzurichten. Sie rückte das Strohkissen, welches als Kopfpfühl diente, höher hinauf, um ihm das Sitzen zu erleichtern und ihn zugleich vor Kälte zu schützen; dann zog sie die Bank heran, setzte die Tellern darauf, schnitt das Fleisch in kleine Stückchen und begann dem Kranken die einzelnen Bissen zu reichen, wie man ein kleines Kind füttert. Bei dieser Beschäftigung schien sie sich selbst ganz und gar vergessen zu haben; auch sie hatte lange Zeit nichts gegessen, auch sie fühlte Hunger, aber nicht jenes Gefühl, welches wir unter diesem Worte verstehen, welches nach einem Spaziergange in der frischen Luft unseren verwöhnten Gaumen reizt, nein, sie fühlte diesen entsetzlichen, nagenden Hunger, der in unseren Eingeweiden wühlt, wie das ätzende Gift des Sublimats, diesen Hunger, der unsere Wangen bleicht, der das Mark unseres Körpers austrocknet, der uns, bis zu einer gewissen Stufe gesteigert, zum Wahnsinn treiben kann.

Der Moralprediger, behaglich bei'm üppigen Mahle sitzend, erklärt einen solchen Hunger für ein Unding, für eine Mißgeburt der erregten Phantasie; mit salbungsreichen Worten reicht er dem um ein Stück Brod Bittenden ein ascetisches Schriftchen mit dem schönen Motto: Bete und arbeite. Aber diese kraftlosen Arme haben keine Arbeit, diese zitternden Lippen kein Gebet. Es ist eine Schmach für uns, eine Blasphemie, es ist eine Sünde gegen das Gesetz des ewigen Gottes, wenn wir den leidenden Mitmenschen auf ihn verweisen, ohne selbst etwas für den Bittenden zu thun. Er, der Herr, offenbart sich durch seine Werke, er offenbart sich durch uns, durch den Menschen, durch sein schönstes, sein herrlichstes Werk. Indem wir die Bitte des Flehenden erhören, erhört Gott durch uns jene Gebete, die ihm der Leidende in seinem Elend vorgewinselt; entreißen wir ihn diesem Elende, so wird seine Lippe von Dankgebeten

überfluthen, er wird das Walten des Allmächtigen kennen lernen, nicht aus dürren, todten Worten, nein, aus der kräftigen, lebendigen That. —

Hatte indessen bei den vorher von uns geschilderten Personen die Noth jene, in der That grauenvolle Höhe erreicht, vor welcher der Fühlende zurückschaudert, so muß es doch in unserer Brust eine beruhigende, wohlthuende Empfindung erregen, wenn wir dabei die Ueberzeugung gewinnen, daß der Mensch gewisse Gefühle in seinem Herzen hegt, Gefühle, welche ihren Ursprung zu tief in dem Princip der uns inwohnenden Göttlichkeit begründet haben, als daß sie uns durch äußere Einwirkungen genommen werden könnten.

Dieses bleiche, hungernde Mädchen, als sie auf dem Bette des Vaters saß, hatte keinen andern Gedanken, als den der Freude, daß sich jener sättigen könne; nicht der mindeste Ausdruck der Lüsternheit zeigte sich auf ihrem Gesichte, die Sorge für ihren Vater hatte sie die eigenen Leiden vergessen lassen.

In der That, es giebt kein schöneres, hingebenderes Gefühl, so vollständig geläutert von den Schlacken des Eigennutzes, mit denen unsere anderen Empfindungen sämmtlich mehr oder minder verunreinigt sind, als das der Kindesliebe. —

Es gewährte dem Grafen eine Art von Beruhigung, als er dies Mädchen mit einer so rührenden Aufmerksamkeit sich mit ihrem Vater beschäftigen sah.

„Wahrhaftig, sie verdient ein besseres Loos," sagte er zu sich selbst; „ich glaube, ich werde es nicht zu bereuen haben, wenn ich sie unterstütze."

Der Kranke verschlang indessen mit einer Hast und Gier die ihm gereichte Speise, daß Cartentierce fürchten zu müssen glaubte, der ungewohnte und übermäßige Genuß könne ihm schaden. Er machte Mathilden darauf aufmerksam und forderte sie auf, nun auch an sich zu denken.

Sie genoß indessen nur wenige Bissen, und da Cartentierce sah, daß seine Gegenwart ihr Zwang auflegte, griff er nach seiner Kopfbedeckung. Dies war eine gewöhnliche runde Mütze, von silbergrauem Tuch, mit einem sehr großen, bauschigen Deckel und kleinem Lederschirm. Ein Zufall, oder die Nachlässigkeit seines Bedienten hatte ihm eine sehr schöne Reisemütze von Zobelpelz unterwegs verlieren lassen. Der Mützenmacher eines kleinen, französischen Provinzialstädtchens hatte diesen Verlust durch das Machwerk seiner Kunstfertigkeit ersetzt; aber er war ein zu guter Patriot, um dasselbe nicht auch mit jenem Zeichen der Nationalität zu schmücken, welches Frankreich mit so vielem Blute erkaufte. So hatte er vorn die dreifarbige Kokarde befestigt, und der Graf, obschon er diese Schaustellung (die in neuerer Zeit von unsern Patrioten sehr eifrig empfohlen ist) haßte, hatte es doch vergessen, dieses Abzeichen zu entfernen. — Dieser Umstand wurde später von Wichtigkeit für ihn.

„Ich will Dich jetzt verlassen mein Kind, aber ich werde in diesen Tagen, morgen oder übermorgen wiederkommen," sagte er. — Wir wollen sehn, was für Euch zu thun ist. — „Jetzt nimm die Lampe und leuchte mir hinaus."

Mathilde folgte diesen Anordnungen.

IV.

Eine Kellerwohnung.

Unsre Scenerie wechselt flüchtig, wie die Landschaft vor den Blicken eines Eisenbahnreisenden. — Durch lachende, üppig gebaute Felder, über öde Sandebenen zwischen finstrem Hochwald, bald unter dem düster, gewölbten Gemäuer des Tunnels, bald auf der über den schwindelnden Abgrund gebauten Brücke, fliegt der Zug pfeilschnell vorwärts, worauf diese schnaubende, dampfende Maschine, dann die Waggons mit den Passagieren, welche neugierig den Kopf aus dem Fenster stecken und dann wieder scheu zurückfahren, wenn eine jener gefährlichen Stellen kommt, wo man Gefahr läuft, den Kopf gegen einen Balken zu zerstoßen. So auch die Phantasie des Dichters. Durch die verschiedenartigsten Scenen folgt ihr der Leser, zuweilen in stiller Ergebung das Ende erwartend, wenn's durch eine langweilige, traurige Einöde geht; oder er steckt auch wohl den Kopf vor, ein paar Blätter überschlagend, um zu sehen, ob nicht bald eine interssantere Stelle kommen mag.

So führt uns denn jetzt die Locomotive der Phantasie in das Kellergewölbe desselben Hauses, in welchem wir bisher verweilt.

Ein großes, mit Stücken von altem Bauholz genährtes Feuer, brennt dort in einem viereckigen, eisernen Ofen, auf dessen rothglühender Platte zwei Pfannen stehen, die nach dem Geruch, welchen sie verbreiten, zu schließen, etwas Gebratenes enthalten; ein irdener Topf und ein kupferner Theekessel, stehen innerhalb des Ofens am Feuer.

Sinnreich genug haben die Bewohner dieses unterirdischen Ortes eine ganz eigenthümliche Vorrichtung erfunden, dem Rauch des Feuers wenigstens einigermaßen Abzug zu verschaffen, da die eigentliche Bestimmung dieses Kellers nicht die war, von Menschen bewohnt zu werden, sondern derselbe vielmehr zur Aufbewahrung von Brennholz und andern Gegenständen diente, weshalb der ganze Raum auch durch Lattenverschläge in so viele einzelne Zellen getheilt ist, als sich Miether im Hause befanden, — von diesen Latten sind indessen die meisten weggebrochen und als Brennholz benutzt worden. Um somit dem Mangel eines Rauchfangs abzuhelfen, hat man das Ofenrohr in die blecherne Gosse geleitet, durch welche das auf dem Dache sich ansammelnde Regenwasser in den Keller hinabgeführt wurde. Dies ist zwar nur ein nothdürftiger Behelf für den fehlenden Schlot, reicht aber doch hin, wenigstens einen Theil des Rauches entweichen zu lassen und gewährt außerdem den Vortheil, daß ein Fremder die dünne, aus der Gosse, nicht aus dem Schornstein emporwirbelnde Rauchsäule weniger leicht bemerkt, was bei dem unbewohnten Hause leicht Aufsehn erregen könnte.

Die Bewohner dieses seltsamen, räuchrigen Aufenthaltes bestehen in diesem Augenblick aus fünf Personen. Die Eine von ihnen, eine Frau von großer, robuster Statur, und entsprechendem Gesichte, die jedoch noch nicht über die Vierzig hinaus zu sein scheint, ist am Feuer mit Kochen beschäftigt. Zwei Männer, von denen der Eine etwas jünger als dreißig Jahr, der Andere etwas älter zu sein scheint, sitzen auf einer, dem Feuer nahgeschobenen Matratze und unterhalten sich in der Diebessprache, während sie, aus kurzen, schmutzigen, Pfei-

fenstummeln dichte Rauchwolken blasend, den an diesem Orte befindlichen Qualm noch vermehren. —

Ein Knabe von etwa vierzehn Jahren sitzt, ihnen aufmerksam wie ein wißbegieriger Schüler zuhorchend, auf der äußersten Ecke dieses prunklosen Kmapé's, da er wahrscheinlich aus Ehrerbietung nicht näher zu rücken wagt.

Die fünfte Person in dieser ehrenwerthen Gesellschaft ist ein alter Mann, der auf einem Strohlager in einer Ecke liegt. Er ist etwas blödsinnig und sehr taub, aber gerade durch diese Eigenschaften ein nützliches Mitglied dieser Vereinigung. — Bei jeder Gelegenheit, wo die Polizei eine ihrer Unternehmungen stört, wird er, der dabei eine ganz untergeordnete, unthätige Rolle spielt, gewöhnlich verhaftet, während seine Gefährten, dadurch begünstigt, entkommen. Wird er dann zum Arrest gebracht, so weiß er nichts, oder doch nur sehr wenig auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten, und da keine Beweise gegen ihn vorliegen, sein Blödsinn außerdem zu seinen Gunsten spricht, wird er fast jedesmal frei gesprochen und seinen untröstlichen Verwandten zurückgegeben, deren Pläne er auf solche Weise unterstützt, die sich aber wohl hüten, die geringsten Indicien gegen sich selbst aufkommen zu lassen. Er hat daher von seinen Bekannten den Beinamen Chossche Tate [1]) bekommen, und ist unter demselben ziemlich allgemein bekannt.

Außer dem Ofen und der Matratze enthält dieser unterirdische Aufenthalt keine weiteren Geräthschaften, als einen Eimer und einiges Küchengeräth.

„Nun wie stehts Line," wendete sich endlich der Eine der beiden Männer zu dem Frauenzimmer, indem er, die Pfeife ausklopfend

---

1) Wörtlich: freier Vater, d. h., der, da man ihm nichts beweisen kann, frei und ungehindert umhergeht.

und das Gespräch mit seinem Nachbar abbrechend, von seinem Sitze aufstand. — „Was hast Du zu acheln [1])?“

Die Angeredete antwortete mit einer, wahrscheinlich durch den häufigen Gebrauch des Branntweins sehr heiser gewordenen Stimme:

„Du wirst doch nicht so 'ne Eile haben. — Ich habe Euch etwas von Eigel-Bosser zurecht gefinkelt [2]), wonach Ihr alle zehn Finger lecken werdet. — Aber wir wollen warten, bis der Trittlingsmeloch-ner [3]) kommt.“

„Das kann lange dauern,“ versetzte der Mann mürrisch. „Ich habe Hunger, wie ein Keilef [4]). Meinst Du nicht auch, daß wir immer acheln wollen, Franz?“

„Schaden kann's mir nicht,“ erwiederte dieser, der Jüngere von Beiden, ein schmächtig aussehender, bleicher Mensch. „Wir haben so lange mit einander gekaspert [5]), daß es bald zwölf sein muß.“

„Nun wie Ihr wollt; — Honzche [6]), gieb' mir mal die Karre [7]) her.“

Der Knabe sprang auf und reichte dem Weibe eine große, irdene Schüssel, die mit mehrem andern Geschirr in einer Ecke stand. Die Wirthschafterin dieser sonderbaren Menage schüttete in den hohlen Bauch der Schüssel, oder richtiger, dieses Napfes, den Inhalt der einen Pfanne, welcher aus gebratenen Kartoffeln bestand. Doch ließ sie einen Theil davon für den noch zu Erwartenden zurück. Ebenso verfuhr sie mit dem Fleisch, welches sie mit einer Art von Zierlichkeit auf dem Gemüse ordnete.

In dem Augenblick, in welchem sie sich umwenden und die Schüssel ihren Kostgängern vorsetzen wollte, hörte man an der als Rauchfang dienenden Gosse von außen ein Geräusch, als ob Jemand

---

1) essen. 2) Kalbfleisch gebraten. 3) Schuhmacher. 4) Hund, 5) geplaudert. 6) Junge. 7) Schüssel.

mit einem Stock dagegen schlage. — Alle lauschten. — Dieser Ton wiederholte sich viermal, dann war es wieder still.

„Geh hinauf Karl," flüsterte nach einer Pause der Aeltere der beiden Männer dem Knaben zu; „geh hinauf und frage den Buckligen, wer gekommen ist, — 's muß ein Fremder sein; wenn's die Schotrim[1]) wären, hätte er fünfmal geklopft."

Der Knabe entfernte sich leise, während die Männer in bangem, erwartungsvollem Schweigen verharrten. Einige Minuten vergingen in ängstlicher Spannung, bis ein leichtes Geräusch auf der Kellertreppe die Rückkehr des Fortgeschickten anzeigte. Statt desselben trat aber aus der Dunkelheit, welche den Eingang verhüllte, ein andrer Knabe, etwa von dem gleichen Alter, als Jener, hervor. Es war der vorher genannte Bucklige, der oben die Wache gehabt und die Ankunft eines Fremden auf die beschriebene Weise signalisirt hatte. Dieser Knabe, von der Natur auf jene trübe Weise vernachlässigt, welche ihm den Beinamen des Buckligen verschafft hatte, war auch außerdem von einer abschreckenden Häßlichkeit. Er hatte brandrothes Haar, kleine graue Augen, von denen er mit dem einen schielte, so daß es fast aussah, als könne er zu gleicher Zeit nach zweien Seiten hinsehen. Dazu trug sein Gesicht den Ausdruck von Bosheit und List, und das grinsende Lachen, mit welchem er sich seinen Genossen näherte, hatte wirklich etwas Dämonisches. Sein Anzug bestand in einem sehr langen, blauen Rock, der indessen zu zerrissen aussah, als daß man hätte glauben können, er sei auf das spätere Wachsthum des Knaben berechnet, außerdem trug er ein graues Beinkleid, Filzpariser und eine buntgefleckte, sogenannte Tigermütze.

„Der Karl kann lange warten, ehe ich ihn abzulösen komme," sagte er kichernd. „S'ist 'ne gedaule Krire[2]) draußen, wenn man so lange auf Schmiere[3]) steht."

---

1) Polizeiofficianten. 2) große Kälte. 3) Wache.

„Aber was hast Du denn baldowert [1]), daß Du uns störst? Ich glaube, der Kadisch [2]) hat sich bloß einen Spaß gemacht.“

Der Knabe warf einen trotzig höhnischen Blick auf den Sprecher.

„Ich bin kein Kadisch,“ sagte er stolz. „Mein Großvater ist ein Chaffnegänger [3]) gewesen, und es sind wenig Kochemer [4]), die meinen Vater nicht kennen. Wenn er wird seine zehn Jahre in Groß-Mokum [5]) abgemacht haben, wird er sehen, daß ich unserer Mischpoche [6]) keine Schande gebracht.“

„Die missa meschunne [7]) über Dich! Willst Du bald reden!“ rief der Fragende, über die Aufzählung dieses Stammbaums noch ärgerlicher geworden. — „Was hat's gegeben?“

Der Knabe machte noch immer ein trotziges Gesicht und schien nicht Willens, der empfangenen Aufforderung zu folgen; als indessen Jener mit einer ziemlich unzweideutigen Bewegung nach einem Scheit Holz griff, sagte er:

„'S ist Einer mit dem Schnorrmädchen [8]) hinten auf den Hof gegangen, er sah mir aus wie ein Hornickel [9]) und ich dachte, man könnte etwas melochnen [10]).

„Spaß — ein Hornickel bei der;“ entgegnete der Mann. „Das wird ein guter Kaffer [11]) sein.“

„Ich weiß nicht, was Du nur immer von dem Jungen willst, Lampert,“ unterbrach das anwesende Weib dies Gespräch, welches der Knabe allem Anschein nach durch eine bittere Erwiederung fortgesetzt haben würde. „Du schiltst ihn, daß er aufgepaßt hat, und würdest ihn noch mehr schelten, hätte er es nicht gethan.“

„Jedenfalls müssen wir wissen, wer es ist,“ bemerkte der andere

---

1) ausgekundschaftet. 2) Naseweis. 3) Ein Räuber, der Gewalt, keine List anwendet; 4) die Gauner, im Gegensatz zu der übrigen Gesellschaft, die klugen Leute. 5) Spandau. 6) Familie. 7) das böse Wesen. 8) Bettlermädchen. 9) reicher Mann. 10) machen. 11) Bauer.

Mann, den sein Kamerad vorher mit dem Namen Franz angeredet. „Es könnte am Ende gar ein Kärneretzer [1]) sein, wenn der Bucklige nicht Recht hat.“

„Nun wie Du meinst. — Willst Du, oder soll ich gehen? — Ja, ja, bleib da, ich kann besser sehen, wie Du. — Komm!“

Diese letzte Aufforderung richtete der Dieb, welchen wir Lampert nennen hörten, an den Knaben, der inzwischen zum Ofen herangetreten war, um sich zu wärmen, und beide entfernten sich, geräuschlos die Treppe hinaufsteigend.

Die beiden Seitenflügel des Hauses, in welchem die Handlung stattfindet, stießen an den Garten der Thierarzneischule. Eine nicht sehr hohe Mauer schied den Hofraum von diesem Garten, und mit Hülfe einer Leiter, die eigends zu diesem Gebrauch bestimmt schien und in einer Ecke lehnte, erstieg der ältere Dieb diese Mauer, nachdem er zuvor vergeblich versucht hatte, durch das Hoffenster in die Stube zu sehen, in welcher sich Cartentierce mit dem Mädchen und deren Vater befand.

Auf dem Sims der Mauer angekommen, zog Jener die leichte Leiter nach sich, setzte sie auf der andern Seite an und stieg in den Garten hinab, während der bucklige Knabe sich in den Schatten des Hauses zurückzog, um Wache zu halten, und seinem Gefährten den wenig kameradschaftlichen, daher auch nur halblaut geäußerten Wunsch, das Genick zu brechen, nachschickte.

Er hatte indessen kaum Zeit gehabt, sich in sein Versteck zu begeben, als er die Thür knarren hörte und Mathilde heraustrat, um das Essen für sich und ihren Vater zu holen. Sie bemerkte indessen den in der Ecke Kauernden nicht, sondern entfernte sich rasch duch den Hausflur.

---

1) Polizeiofficiant.

Das scharfe Ohr des Diebes jenseit der Mauer hatte jedoch auch dies Geräusch vernommen. Er klopfte an die Mauer, um den Wachehaltenden aufmerksam zu machen; dann fragte er leise:

„Wer ist da fortgegangen?“

„Es ist die Schicksel [1]) gewesen. Sie klapperte mit Tellern, ich glaube, sie will etwas zu acheln holen.“

Durch diese Worte beruhigt, schlich sich der Dieb eine Strecke weit in den Garten hinein, um zuerst das Fenster von Weitem beobachten zu können, und sich so weniger der Gefahr auszusetzen, entdeckt zu werden.

Der Umstand, daß Cartentierce zufällig an das Fenster kam, und die Vorhänge zurückschlug, nöthigte ihn jedoch in einer ziemlich unbequemen Stellung zu verweilen, bis endlich des Grafen Zurücktreten ihm erlaubte, sich dem Hause zu nähern. Eine Oeffnung in dem zerrissenen Papier vergönnte ihm, deutlich das Innere des Zimmers zu übersehen.

Daß die fragliche Person kein Polizeiofficiant sei, glaubte er mit Recht schließen zu können, da ihm diese Beamten aus seiner langjährigen Laufbahn, fast sämmtlich persönlich bekannt waren, und das Aeußere des Fremden außerdem nicht mit dem eines Solchen zusammenstimmte. Die Speisen und der Wein den Mathilde geholt, bekräftigten noch mehr seine Vermuthung. Dennoch schien es ihm nicht wahrscheinlich, daß ein so fein gekleideter Mann dies Mädchen nur in gewöhnlicher Absicht besucht haben sollte.

Ohne sich jedoch in weiteres Nachdenken über diesen Punkt einzulassen, schlich er zu der Stelle, wo er die Leiter gelassen und kehrte auf demselben Wege, den er gekommen, in den Hof zurück, wo der Bucklige wartete.

„Du bleibst hier stehn, und wenn der Choffen [2]) kommt, ehe ich wieder da bin, gehst Du ihm nach und siehst, wo er bleibt.“

---

1) Das Mädchen. 2) Der zu Bestehlende.

Mit diesem leise geflüsterten Befehl entfernte er sich, um in den Keller zu seinen Genossen zurückzukehren. Diese hatten ihn begierig erwartet.

„Wenn man wüßte, ob er Kieß [1]) bei sich hat," sagte Lampert, nachdem er seinen Bericht geendet; „so wäre er schon zu gebrauchen. Wir haben seit den letzten vierzehn Tagen nichts verdient."

„Aber wie sollen wir an ihn kommen?" entgegnete der Blasse. „Die Lampen [2]) passen jetzt scharf auf, und der Balmachome [3]) an der Kaserne wird's hören."

„Bah, wir müssen's hier im Hause abmachen."

„Damit er nachher pfeift [4]) und wir abgefaßt werden."

„Er wird nicht pfeifen," entgegnete Jener, ein großes Einschlagmesser mit langer, spitzer Klinge aus der Tasche seines weiten Beinkeids ziehend, und es an dem Aufschlag seines Rockärmels abwischend. „Ich sage Dir, er wird nicht pfeifen!"

„Du weißt, daß ich da nicht dabei bin; ich will keinen Kappore machen. [5])"

„Und dann müßte auch die Schikssel d'ran glauben, und die Alten hinten, sonst machen die Lärm — nein das geht nicht;" sagte die Frau. „Wir müssen auf etwas Anderes denken."

„Aber was denn!"

„Nun ich meine," fuhr die Sprecherin fort, während sie gleichgültig das kochende Wasser aus dem Theekessel in einen großen Topf goß, um eine Art von Punsch daraus zu bereiten; „ich meine, daß es uns nichts schad't, wenn er auch wirklich nachher pfeift. — Wir müssen doch bald ausquartieren, und es ist gleich, ob wir's heut

---

1) Geld. 2) Wächter. 3) Schildwacht. 4) Anzeige machen. 5) morden.

thun oder morgen. Wenn wir ihm eins auf den Kopf geben, daß er keinen Lärm macht, ist's genug, wir bringen ihn dann in den Keller und lassen ihn morgen seinen Weg allein suchen, dann kann er pfeifen, so viel er will."

„'Sis Vernunft dr'in in Deiner Rede," entgegnete Lampert nach einem augenblicklichen Nachdenken. — „Aber wir haben nicht viel Zeit. Komm 'rauf Franz, und Du Line, nimm ein Licht, aber bleib hinter der Thür stehn, damit er den Schein nicht sieht."

Das würdige Kleeblatt schlich zur Kellertreppe hinauf; die beiden Männer traten auf den Hausflur, während sich das Weib hinter der wieder zugemachten Thür stellte, und außerdem das Licht noch mit ihrer Schürze verdeckte. Der bucklige Knabe, von seinem Posten abgerufen, bestätigte, daß der Fremde das Haus noch nicht verlassen habe.

Fünf Minuten verflossen so. Die Räuber hatten sich je zu beiden Seiten der nach dem Hof führenden Thür aufgestellt, als sich der Graf in Begleitung des Mädchens, welches die Lampe trug, ihnen näherte. In demselben Augenblick, in welchem er in den Hausflur trat, empfing er einen heftigen Faustschlag gegen die Seite des Kopfes, daß er taumelte. Er trat einen Schritt zurück, aber zugleich warf sich der kleine Bucklige, mit der Geschicklichkeit einer wilden Katze, zwischen seine Beine, und dieselben mit einem heftigen Ruck anziehend, stürzte er den Grafen zu Boden, der so heftig mit den Kopf gegen die Erde schlug, daß er bewußtlos liegen blieb.

V.

Der Schuhmacher.

Die Einzelnheiten dieses Angriffs waren so schnell aufeinander gefolgt, daß Mathilde kaum begriff, was geschah, und noch ehe sie einen Schrei ausstoßen konnte, hatte sie der Blasse bereits bei der Kehle gepackt, während sich sein Gefährte auf den Grafen warf, um nöthigenfalls dessen Aufstehen zu verhindern. Zugleich erschien die Frau mit dem Lichte auf dem Flur.

„Halte das Mädchen, daß sie nicht schreit," sagte Lampert; „und Du Franz hilf ihn in den Keller 'runter bringen. Er hat 'nen guten Klapps gekriegt und rührt sich nicht."

Während die beiden Männer den Ohnmächtigen hinabschleppten, folgte die Frau mit ihrer Gefangenen, deren Sträuben sie durch Drohungen zu beschwichtigen wußte. Der Bucklige nahm die bei dem Kampfe zur Erde gefallene Mütze des Grafen, und stieg ebenfalls die Treppe hinab.

Ohne sich indessen weiter um den Zustand ihres Opfers zu kümmern, machten sich die beiden Räuber, nachdem sie den Bewußtlosen auf die am Feuer liegende Matratze geworfen, mit vieler Ge-

wandheit darüber her, seine Taschen zu leeren. Ihre Erwartungen eines guten Fangs wurden indessen nicht befriedigt. Die Börse des Grafen enthielt nur einiges Gold, im Werthe von kaum zwanzig Thalern; eine Brieftasche hatte er nicht bei sich, und die goldene Uhr war noch das einzige, was sie an Werthvollem fanden.

„Das verlohnt sich nicht der Mühe," sagte Lampert verdrießlich die Börse hinwerfend. — „Wir wollen ihn in die Schlafstube tragen, da kann er liegen, bis er zu sich kommt."

Das zu der Gesellschaft gehörende Weib hatte indessen, obschon sie das Mädchen, welches ihrer Obhut anvertraut war, noch immer festhielt, mit gierigem Blicke die Bewegungen der beiden Männer verfolgt, um gewiß zu sein, daß dieselben nichts von der Beute unterschlügen. Dann wendete sie sich zu der Zitternden:

„Wo hast Du denn den Kober hergeholt? fragte sie. — Ist er schon früher 'mal bei Dir gewesen?"

Das geängstigte Mädchen, voll Entsetzen über diesen Auftritt, von dem sie so unerwartet Zeuge gewesen und zu welchem sie, wie sie sich selbst den Vorwurf machte, die nächste Veranlassung gegeben hatte, wollte eben antworten, als ein Schrei des Erstaunens von dem buckligen Knaben ausgestoßen, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf ihn lenkte.

„Was giebt's? fragte Lampert, die Matratze, auf welcher er den Ohnmächtigen mit seinem Kameraden in die sogenannte Schlafstube getragen, rücksichtslos fallen lassend.

„Was hast Du?" rief das Weib hinzutretend.

Der Knabe, welcher die Mütze des Fremden als gute Prise erklärt, und sich damit beschäftigt hatte, dieselbe aufzuprobiren, deutete auf die daran befindliche Kokarde.

„Es ist einer von den fremden Kochemern;" sagte er.

„Von den Fremden?" wiederholten die Uebrigen wie aus einem Munde, und der ältere Räuber griff nach der Mütze, während auch

die Anderen neugierig und erstaunt ihre Blicke auf diesen Gegenstand richteten.

„Eine graue Mütze mit einer Kokarde, blau, roth und weiß;“ brummte er nachdenklich. — „S'ist allerdings richtig. — Wahrhaftig er wird zu den welschen Neppern [1]) gehören, die jetzt hier sind.“ Ich glaube, daß Du Recht hast, Junge. Aber was machen wir da?“

Mathilden, die während dieses Augenblicks unbeachtet geblieben war, durchblitzte der Gedanke an Flucht. Wenn sie die Hausthür erreichte, konnte sie Lärm machen und vielleicht den Mann retten, der sich so gütig gegen sie gezeigt hatte.

Sie näherte sich allmälig, rückwärts gehend, die Augen auf die Anwesenden geheftet, dem Ausgange des Kellers; wirklich glaubte sie schon unbemerkt ihre Absicht erreicht zu haben, als dasselbe Signal an der Gosse, wie vorher die Aufmerksamkeit der Diebesbande von dem Gegenstand ihrer Neugierde abzog; auch das Mädchen stand ängstlich still. Diesmal waren es indessen nur drei Schläge, welche sich hören ließen, und Lampert sagte ruhig:

„Es ist der Trittlingsmelochner.“

„Nach wenigen Augenblicken hörte man auch den Tritt der mit Eisen beschlagenen Schuhe des Ankommenden auf der Kellertreppe, dann trat er selbst, mit rauhem Gruße die Gesellschaft bewillkommnend, herein.

Dieser Mann, der von der Profession, welche er zum Schein

---

1) Unter Nepper versteht man in der Gaunersprache einen Betrüger, der unter der Maske eines sehr fein gekleideten Mannes, gewöhnlich eines Ausländers, unerfahrene Personen, durch Verkauf falscher Pretiosen, auch wohl falscher Papiere, überhaupt auf alle mögliche Weise betrügt. — Welsch, so viel als fremd, ausländisch.

trieb, den für die Zunge des Lesers so ungewohnt klingenden Beinamen erhalten hatte, — weshalb wir es auch vorziehen, denselben ferner nur in der schon oben angedeuteten Uebersetzung zu brauchen, — also der Schuhmacher, mochte etwa fünfzig Jahre, eher mehr als weniger, zählen. Er war nahe an sechs Fuß hoch, und mit dieser Größe standen auch die übrigen Dimensionen seines Körpers im vollkommensten Verhältniß. — Die breite Brust, der kräftige Bau des Nackens und des Unterkörpers zeigte, daß die Natur bei ihm nicht, wie man dies häufig genug findet, die Ausbildung der physischen Kraft in einem einzigen Gliede besonders entwickelt, sondern vollkommen gleichmäßig durch diesen Körper vertheilt habe, ein Umstand, durch welchen eine um so größere Wirkung der einzelnen Kräfte möglich wird, wenn sich dieselben auf einen einzigen Punkt concentriren. Das Gesicht dieses Mannes trug den Stempel roher Brutalität, seine kleinen, dunklen Augen verkündeten einen gewissen Grad von Verschmitztheit. Sein pechschwarzes Haar, vom Hinterkopf glatt nach der Stirn herüber gekämmt, reichte, nachdem er den Hut abgenommen, dennoch nicht aus, den kahlen Scheitel gänzlich zu verdecken, während der dichte, buschige Backenbart ihm ein noch wilderes, finsteres Ansehn gab. Seine Haltung, wahrscheinlich eine Folge seiner sitzenden Lebensweise und Beschäftigung, war gebückt, und sein Blick deshalb meistentheils zur Erde geheftet. Er trug einen ziemlich dicken Stock, mit einer starken eisernen Zwinge und einem ledernen Riemen an der Handhabe, einen sogenannten Ziegenhainer. Auf diesen Stock stützte er seinen abgenommenen Hut, stellte beides in eine Ecke, und gewahrte nun erst das fremde Mädchen, welches sich bei seinem Eintritt wieder scheu in eine Ecke gedrückt hatte.

„Was ist das? — Was thut das Mädchen hier!“ fragte er barsch.

Lampert erzählte ihm das Vorgefallene mit großer Umständlich-

keit, und obgleich sein Vortrag häufig mit jenen nur den Eingeweihten verständlichen Ausdrücken durchwebt war, verstand Mathilde doch so viel davon, daß der Mann, der sich so freundlich gegen sie gezeigt hatte, ebenfalls ein Dieb oder Räuber sei. Ihrer Meinung nach ließ es sich jetzt leicht erklären, warum derselbe so freigebig sein konnte. Zugleich fühlte sie sich in dem Punkte beruhigt, daß ihm diese Männer noch ferner ein Leid anthun würden, ja sie schätzte sich sogar glücklich, daß es ihr nicht gelungen war, zu entkommen und Lärm zu machen, weil sie sonst wahrscheinlich den Händen der Gerechtigkeit auch den überliefert haben würde, welchen sie schützen wollte.

Als indessen Jener seinen Bericht geendet, war sie es nicht allein, die über diesen Punkt die nöthigen Aufschlüsse erhalten, sondern es gab noch Jemand in dieser unterirdischen Wohnung, der nicht weniger über den Inhalt jenes Gespräches erstaunte.

Dies war Niemand anders, als der Graf von Carlentierce selbst.

Der heftige Schlag, den er am Hinterkopf empfangen, hatte ihm einige Minuten das Bewußtsein geraubt. Als ihn die Räuber vom Feuer weggeschleppt, trug die Erschütterung, mit welcher sie die Madratze zur Erde warfen, mit dazu bei, ihn aus dieser Betäubung zu erwecken. Mit nicht geringem Staunen sah er sich in diesem sonderbaren Aufenthaltsorte um. — Die Schlafstube, wie sie von den Bewohnern dieses Ortes genannt wurde, war eine kleinere Abtheilung des Kellers, in welcher einige Matratzen und Betten zusammengehäuft lagen. Sie war ebenfalls durch ein Lattengitter von dem größeren Raum geschieden, aber dennoch reichte der Schein des Ofenfeuers nicht hin, auch nur die geringste Helle dorthin zu verbreiten, so daß es Niemand sehen konnte, wie sich der Graf bei seinem wiederkehrenden Bewußtsein emporrichtete, die Stirn rieb und einige Augenblicke Zeit brauchte, sich auf das Vorgefallene zu besinnen.

Er vermochte indessen aus der Dunkelheit deutlich das Treiben jener Leute zu beobachten, und auch ebenso den Inhalt ihres Gesprächs zu verstehen, nachdem ihm seine Bestimmung vollständig wiedergekehrt.

Es konnte ihm wohl schwerlich noch einen Augenblick zweifelhaft sein, in welche Hände er gefallen; doch während er mit der kaltblütigen Geistesgegenwart eines Mannes, der schon oft der Gefahr in's Auge geblickt, überlegte, auf welche Weise er sich am Leichtesten dieser drohenden Situation entziehen könne, wurde seine Aufmerksamkeit durch das Erscheinen des Schuhmachers, so wie durch die Erzählung Lamperts im höchsten Grade in Anspruch genommen.

Anfangs war der allerdings begründete Argwohn in ihm aufgestiegen, daß jenes Mädchen mit diesen Leuten gemeinschaftliches Spiel getrieben und ihn denselben überliefert habe; bald genug sah er indessen die Grundlosigkeit dieser Vermuthung ein, und seine Ueberraschung wuchs noch, als er aus dem Kauderwelsch der geführten Unterhaltung halb verstand, halb errieth, daß man ihn wegen seiner Mütze und der daran befindlichen Kokarde ebenfalls für einen Dieb halte. Dies war ihm noch um so leichter möglich, da der Schuhmacher in seiner Unterhaltung weniger von der Gaunersprache Gebrauch machte, sondern die Unterredung meistentheils in reinem, obwohl mit einem fremdartigen Dialect gesprochenen Deutsch fortsetzte.

„Aber wo ist er denn eigentlich?“ sagte er, nachdem er den Vorgang angehört, und auch die Mütze mit dem daran befindlichen Zeichen aufmerksam betrachtet hatte.

„Er liegt in der Schlafstube,“ entgegnete Lampert, ein Stück Kien am Feuer anzündend und voranleuchtend. — „Gieb mal etwas Wasser her, Junge.“

Die Beiden näherten sich der Matratze, auf welcher der Graf lag, der dem schnell gefaßten Plane gemäß, seine frühere Stel-

lung wieder eingenommen hatte, als wenn seine Ohnmacht noch immer fortdaure.

„Fein genug sieht er aus," sagte der Schuhmacher, den Liegenden betrachtend; — „wahrhaftig, wir werden ihn gut gebrauchen können, — aber der arme Junge muß einen tüchtigen Schlag gekriegt haben. — Wir wollen ihm die Schläfe mit Branntwein waschen. — Ha — er rührt sich. Er kommt wieder zu sich."

Cartentierce schlug die Augen auf. Er stierte mit verwundertem Blicke die beiden neben ihm stehenden Männer an, als könne er sich des Vorgegangenen nicht mehr besinnen; dann sagte er mit matter Stimme auf Französisch: „Mein Gott, — wo bin ich?"

VI.

Ein Miszverständniß.

Der ziemlich sonderbare Irrthum, den Fremden für einen Mann ihres Schlages zu halten, in welchen diese Leute verfallen waren, hatte nichts destoweniger seine guten Gründe. In dem kurzen Zeitraum von wenigen Tagen waren in Berlin mehre bedeutende Betrügereien vorgekommen, die allgemeines Aufsehn erregt hatten. Unter andern war ein Juwelier mit einem falschen Staatspapiere auf eine in der That merkwürdige Weise betrogen worden. Ein Fremder hatte einige Pretiosen bei ihm gekauft und dieselben mit einer Obligation über hundert Thaler bezahlt. Der Verkäufer hielt das Papier für richtig, und erst, als er dasselbe einem Banquier präsentirte, bemerkte dieser zu nicht geringem Schreck des Erstern, daß man durch ein ganz eigenthümliches, chemisches Verfahren die Zahl der Obligation verfälscht und dieselbe statt hundert Thaler nur fünfundzwanzig an Werth habe. Mehre ähnliche Betrügereien waren diesem Streiche gefolgt; aber vergeblich hatte sich die Polizei bemüht diese kecken Gauner zu erwischen. Die Aussagen der Bestohlenen lauteten zwar in dem Punkte ziemlich übereinstimmend, daß die Individuen, welche den Betrug vollführt, immer sehr elegant gekliedet

gewesen wären und im ausländischen Dialekt gesprochen hätten; dagegen wich die Personen-Beschreibung derartig von einander ab, daß man nothwendig auf die Vermuthung kommen mußte, es sei nicht Einer, sondern vielmehr Mehrere, welche sich mit diesem einträglichen Gewerbe beschäftigten.

Obgleich nun zwar die Personen, bei welchen wir bisher verweilten, durchaus nicht in die Klasse dieser Betrüger gehörten, so waren dieselben doch über diese Angelegenheit weit besser unterrichtet, als selbst die thätigsten Agenten der Polizei. Während diese die Thäter unter den bereits auf der schwarzen Liste stehenden, in Berlin ansäßigen und gekannten Individuen suchten, wußten jene mit ziemlicher Bestimmtheit, daß die fraglichen Betrügereien von fremden Glücksrittern ausgeführt worden seien, die eigends dazu nach der Residenz gekommen waren, um diesen Industriezweig zu betreiben. Hatten nämlich diese Vorfälle die Aufmerksamkeit sämmtlicher Bewohner der Residenz im Allgemeinen in Anspruch genommen, so war dies doch um so mehr bei denjenigen Personen der Fall gewesen, welche jene Fremden als eine Art von Nebenbuhler betrachten und gewissermaßen Neid über diese glänzenden Erfolge empfinden mußten. Aller Bemühungen ungeachtet war es indessen Niemanden möglich gewesen, etwas Näheres über jene Herren zu erfahren, die sich im ein unergründliches Dunkel hüllten. Das Einzige, was so ziemlich festgestellt wurde, war der Umstand, daß sie wirklich keine Deutschen, sondern Ausländer seien. Außerdem hatte man seit einiger Zeit mehr Personen in Berlin bemerkt, welche gewöhnlich die dreifarbige Kokarde am Hut, oder auch zuweilen eine, der des Grafen ähnliche Mütze trugen, und man vermuthete mit nicht unbegründeter Gewißheit, daß dieselben zu jener Klasse von Betrügern gehörten.

Es wäre eine in der That höchst romanhafte Idee, — und dies Buch ist und soll kein Roman sein — wenn wir die Behauptung aufstellen wollten, daß die in Berlin leider ziemlich zahlreiche Klasse

von Menschen, welche auf eine unredliche Weise ihren Lebensunterhal erwerben, auch nur eine entfernte Art von directer Verbindung untereinander unterhielte. Die Thätigkeit unserer Behörden würde einen solchen Versuch schon im Entstehen ersticken, und außerdem ist es Leuten dieses Schlags sattsam genug bekannt, daß das Gesetz jedes Verbrechen, sei es Raub oder Diebstahl, bedeutend strenger bestraft, wenn die einzelnen Theilnehmer zu einer organisirten Bande zusammentreten. Nichts destoweniger stehen aber diese Menschen in einem fortwährenden Rapport mit einander; es sind Zunftgenossen, welche zwar keine regelmäßigen Zusammenkünfte mit einander halten, die aber dennoch von dem kleinsten Detail, welches ihre Beschäftigung angeht, die genauste Kunde erhalten. Fast möchte man glauben, daß ein gewisser Instinkt sie dazu befähigt, unter der übrigen Gesellschaft diejenigen heraus zu finden, welche ihre Gesinnung und ihre Beschäftigung theilen. Dazu kommen noch die zahlreichen Kneipen, in welchen sie gewiß sind, Genossen zu finden, wenn sie Gesellschaft wünschen, sei es, um sich zu unterhalten, oder um einen Gehülfen zu einer beabsichtigten Unternehmung aufzusuchen. Auf eine solche Weise besteht eine fortwährende, wenn gleich indirecte Verbindung unter diesen Leuten, deren Erwerb sich auf Betrug oder Diebstahl gründet; daß man natürlich mit ihnen nicht den Armen, der von augenblicklicher Noth gedrängt, sich an das fremde Eigenthum vergreift, verwechseln dürfe, versteht sich von selbst; denn während ein solcher Diebstahl fast jedesmal durch die Unvorsichtigkeit des ungeübten Thäters entdeckt wird, treiben jene leider lange Jahre hindurch ihre Beschäftigung, ohne ertappt zu werden.

Daß die Personen, mit denen wir hier zu thun haben, zu dieser letzteren Klasse von Menschen gehörten, bedarf wohl nicht noch der Erwähnung, und somit vollkommen über die vorerwähnten Vorfälle unterrichtet, war der Irrthum, in welchen sie verfielen, leicht zu erklären; besonders da sich noch der Umstand hinzugesellte, daß man die

fragliche Person bei einem Mädchen gesehen, das durchaus nicht dazu geeignet war, die Aufmerksamkeit eines vornehmen Lüstlings auf sich zu ziehen. — Dennoch dachten sie zu vorsichtig, sich ohne Weiteres einem Fremden blos zu stellen, und wahrscheinlich hätte dies sehr bald eine Aufklärung herbeigeführt, wenn anders Cartentierce von ihrer Absicht nicht unterrichtet gewesen wäre.

Als der Graf daher die Augen aufschlug, sagte der Schuhmacher mit Artigkeit, aber wie es schien, in höchster Verlegenheit:

„Gott sei Dank, mein Herr, daß Sie sich wieder erholt haben; wir sind in der größten Angst gewesen, daß Sie durch diesen unglücklichen Vorfall Schaden genommen hätten. — Wie geht es Ihnen?"

Cartentierce schüttelte mit dem Kopf, zum Zeichen, daß er kein Deutsch verstünde. —

„Nicht deutsch sprechen," sagte er schwerfällig im gebrochenen Dialekt. — „Französisch, polnisch."

„Sie sind ein Pole! — So sind wir Landsleute!" rief nun der Schuhmacher ebenfalls in dieser Sprache. — „Wie lieb ist es mir, Ihre Bekanntschaft zu machen." Cartentierce schien indessen diese Meinung weniger zu theilen; er erwiederte nichts auf diese schmeichelhafte Apostrophe, sondern wiederholte seine frühere Frage, wie er an diesen Ort gekommen und wo er sich eigentlich befände, auf polnisch. Jener erzählte ihm nur ein schnell ersonnenes Mährchen, wie seine Kameraden den Grafen für einen Anderen gehalten, der häufig jenes Mädchen besuche, und mit dem sie früher schon Streit gehabt. Ohne sich erst von der Wirklichkeit ihrer Vermuthung zu überzeugen, hätten sie auf ihn losgeschlagen, nachher aber ihren Irrthum bemerkt und den Bewußtlosen in den Keller hinabgetragen, um ihn wieder in's Leben zurückzurufen. — Im Uebrigen befinde er sich unter armen, doch ehrlichen Leuten.

Der Schuhmacher wußte dies Alles mit einer Gewandtheit vorzutragen, und schimpfte dabei so kräftig auf die Unbesonnenheit seiner

Gefährten, daß seine Erzählung wirklich einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit gewonnen hätte, wäre sein Zuhörer nicht besser unterrichtet gewesen. Zugleich bemühte sich der Blasse, den Grafen mit ängstlicher Sorgfalt beim Aufrichten zu unterstützen und wußte ihm geschickt die Börse wieder in die Tasche zu stecken, während ihm Lampert die Uhr mit dem Bemerken überreichte, daß man ihm diese nur deshalb vom Halse abgenommen habe, damit sie keinen Schaden leide. Dies Alles geschah mit einer anscheinend so ungekünstelten Einfachheit, daß der Unbefangene wirklich dadurch gewonnen worden sein müßte, während zugleich das Weib mit freundlicher Sorgfalt etwas mit kaltem Wasser befeuchtete Leinwand auf die Beule legte, die der heftige Schlag am Hinterkopf des Grafen hervorgebracht hatte.

Mathilde war eine ruhige, wenn gleich nicht theilnahmlose Zuschauerin dieses Treibens. Sie wunderte sich zwar über das so schnell gewechselte Betragen dieser Menschen, noch mehr aber darüber, daß der Graf nicht deutsch sprechen zu können vorgab; aber wenn sie auch weder den Grund des Einen, noch den des Andern errieth, so sagte sie sich doch, daß es nothwendig sei, nicht zu verrathen, daß jener der deutschen Sprache nicht so unkundig sei, als er vorgab.

Die Verletzung Cartentierce's war indessen so geringfügig, daß er der gastfreien Aufforderung des Schuhmachers, sich an das Feuer zu setzen, und ein Glas heißes Wasser mit Rum zu genießen, ohne weitere Umstände Folge leistete.

Es wurden zwei Matratzen an den Ofen gerückt, und während Cartentierce mit möglichster Unbefangenheit auf der einen Platz nahm, sagte der Schuhmacher bedeutsam, auf Mathilden zeigend:

„Du kannst das Mädchen hinausbringen, Lampert, und sage ihr, wie sie sich zu verhalten hat."

Der Räuber nahte sich ihr, um sie bei'm Arm zu fassen; aber sie flüchtete in eine Ecke.

„Nein, nein!“ rief sie. „Ich gehe nicht von hier. — Ihr wollt ihn ermorden.“

„Willst Du das Maul halten, Canaille,“ entgegnete Jener leise „Ich drehe Euch beiden den Hals um, wenn Du noch ein solches Wort sprichst.“

„Er kann es nicht verstehen, er spricht nicht deutsch,“ fuhr das Mädchen, mit glücklicher Besonnenheit fort. — „Aber ich werde nicht ohne ihn fortgehen. — Versuche es nicht, mich anzufassen, sonst schreie ich, daß es der Wächter hört.“

Die Festigkeit, mit welcher sie sprach, schien einige Wirkung auf diese Leute zu machen.

Der Schuhmacher hatte indessen seinen neuen Gast scharf fixirt, ob diese Worte einigen Eindruck auf ihn hervorbringen würden, denn er traute ihm in der That nicht gänzlich die Unkenntniß der Landessprache zu; wirklich zuckte auch der Graf unwillkürlich zusammen, als das verhängnißvolle Wort „ermorden“ an sein Ohr schlug, und diese Bewegung, obwohl nur so flüchtig wie ein Hauch, entging nicht dem aufmerksamen Auge des Beobachtenden.

„Mich friert,“ sagte indessen Cartentierce, mit kalter Besonnenheit seine Bewegung absichtlich noch einmal wiederholend und sich in seinen Mantel wickelnd.

Jener murmelte einige unzusammenhängende Worte, welche eine Entschuldigung und die Aufforderung zu trinken enthielten, dann bedeutete er seinem Gefährten, das Mädchen in Ruhe zu lassen.

Als nun Mathilde sich von ihrem Gegner befreit sah, der indessen nicht unterlassen konnte, ihr noch zuvor wie aus Gewohnheit, einen derben Puff mit der Faust zu versetzen, kauerte sie sich in eine Ecke des Kellers, zunächst der Thür, fest entschlossen, diesen Aufenthalt nicht ohne den Mann zu verlassen, der sich so gütig gegen sie bewiesen hatte.

Lampert setzte sich hierauf ebenfalls nieder, um sich nun auch

an dem Abendessen zu bethätigen, zu welchem auch der Graf eingeladen worden war, der aber diese Aufforderung abgelehnt hatte. Der kleine Bucklige erhielt den Befehl, den anderen Knaben hereinzurufen, und nachdem die Abendmahlzeit beendet, begann zwischen Cartentierce und dem Schuhmacher eine Unterhaltung, an welcher auch die beiden andern Männer einigermaßen Theil nehmen konnten, da sie wenigstens in etwas der polnischen Sprache kundig waren.

Die Art und Weise, in welcher die Conversation geführt wurde, hätte dem Kabinet eines Diplomaten Ehre gebracht. Mit argwöhnischen Blicken beobachteten diese Leute jede Bewegung, jedes Wort ihres neuen Gesellschafters, zugleich aber eben so sehr bemüht, nicht das leiseste Zeichen dieses Argwohns zu verrathen, und wo möglich eine mehr vertrauliche Annäherung gegenseitig hervor zu bringen. Cartentierce hingegen, das Verfahren jener Männer mit der äußersten Kaltblütigkeit überblickend, fest entschlossen, sich unter keinen Umständen eine Blöße zu geben, plauderte eben so unbefangen mit ihnen, die nur durch einen glücklichen Zufall abgehalten waren, sein Blut zu vergießen.

Während dieser gleichgiltigen und anscheinend so sorglos geführten Unterhaltung wendete sich der Schuhmacher plötzlich von seinen Kameraden ab zu dem Grafen.

„Wie viel Uhr ist es, Herr?" sagte er rasch in deutscher Sprache.

Aber Cartentierce ließ sich selbst durch diesen Kunstgriff nicht aus seiner Fassung bringen; keine Handbewegung zeigte, daß er diese Worte verstanden; dann antwortete er etwas erstaunt auf polnisch:

„Habt Ihr etwas zu mir gesagt, guter Freund?"

Jener warf einen ausdrucksvollen Blick auf seine Gefährten.

„Ich glaube jetzt wirklich, daß er nicht versteht, was wir sprechen," sagte er.

Die beiden Andern erklärten sich ebenfalls überzeugt und die Unterhaltung wurde in der früheren Art fortgeführt.

Dies dauerte indessen nur kurze Zeit, denn der Schuhmacher, der sich seiner Sache nun ziemlich gewiß glaubte, beschloß diese Scene zu enden.

Er öffnete eine kleine, hölzerne Schnupftabaksdose, die durch ihren beständigen Aufenthalt in einer schmutzigen Westentasche eine sehr merkwürdige Farbe erhalten hatte, legte seine Hand vertraulich auf die Schulter des Fremden, und während er demselben die Dose reichte, sagte er, seinen Mund zu einem verschmitzten Lachen verziehend, so daß man die beiden Reihen seiner untadelhaften, aber unförmlich großen, hauerähnlichen Zähne sehen konnte.

„Ihr seid kluge Jungens, Ihr Nepper; — aber auch gute Kameraden. — Das muß wahr sein!“

„Für einen guten Kamerad hat man mich überall gehalten,“ entgegnete der Graf, einigermaßen befremdet scheinend; „aber was soll das hier?“

„Pah!“ fuhr der Schuhmacher fort, den Arm zurückziehend und eine ungeheure Prise in das eine Nasenloch schiebend, dann das zweite auf eine ähnliche Weise versorgend, — „pah, ich sagte auch, daß Ihr ein kluger Junge seid — außer der Kameradschaft. — Ich denke, Ihr werdet wissen, wer wir sind.“

„Ihr habt es mir vorher selbst gesagt, arme, aber ehrliche Leute.“

„Nun,“ bemerkte der Schuhmacher mit selbstgefälligem Schmunzeln: „ich glaube, daß es nicht viele arme Leute geben wird, die solches Feuer in ein Glas heißes Wasser gießen können, wie ich es hier thue.“ Er füllte bei diesen Worten ein ziemlich großes Glas, in welchem sich nur eine geringe Quantität Wasser befand, mit Rum, hielt das Getränk gegen das Licht des Feuers, um gleichmäßig

„das Auge und den Gaumen zu ergötzen“

und goß dann diese Mischung, die selbst dem Schlunde eines Feuerkönigs gefährlich geworden wäre, mit so großer Gewissenhaftigkeit bis auf den letzten Tropfen herunter, wie eine ältliche Dame, die den Brunnen trinkt, um ihre Taille wieder herzustellen. Nachdem er das Glas geleert, schmatzte er einigemale behaglich mit der Zunge und fuhr dann fort: —

„Ich sage Euch also, — und ich denke Ihr werdet selbst so viel Menschenverstand haben, es zu schmecken, — daß das kein Getränk ist für arme Leute; nun aber was die Ehrlichkeit anbetrifft, so ist es gewiß, daß da keiner meiner Kameraden ist, der sagen kann, ich hätte jemals so viel im Geschäft unterschlagen, als ich unter meinem Nagel leiden kann. — Für die beiden da kann ich auch gut sagen. — Weiß Gott, es giebt keine ehrlicheren Leute, wie wir sind."

„Das ist alles sehr gut," sagte Cartentierce trocken; „und es reut mich, in so ehrenwerther Gesellschaft zu sein. — Aber was soll das bedeuten? — Ich verstehe nichts davon."

„Er fragt, was es bedeuten soll! Er versteht nichts davon! Ein prächtiger Junge, in der That!" rief der Schuhmacher vergnügt seinen Gefährten zunickend. — „Der würde nicht pfeifen, [1]) und wenn ihm der Inquirent Daumschrauben anlegte. — Ein herrlicher Kerl das! — Gieb mir die Hand Junge."

Er reichte ihm bei diesen Worten seine Hand, eine große, knochige, schmutzige Hand, deren lange Nägel durch den häufigen Gebrauch des Schnupftabacks und den weit seltneren von Seife und Wasser einen kohlschwarzen, unappetitlichen Rand erhalten hatten, welcher ihnen als hauptsächliches Unterscheidungsmittel von den Klauen irgend eines sehr großen Vogels diente, mit denen sie in der That, ihrer Bildung nach, eine merkwürdige Aehnlichkeit hatten.

---

1) Verrathen.

„Und nun mein Junge," fuhr der Sprecher lebhafter werdend fort, nachdem er mit dieser Hand die seines Gastes ergriffen, denn die Masse des genossenen, starken Getränkes hatte anscheinend einige Wirkung auf ihn hervorgebracht; „nun mein Junge, wollen wir ein Wort vernünftig mit einander sprechen. — Verstelle Dich nicht weiter. Wir wissen, wer Du bist. — Und wenn wir zusammen Geschäfte machen wollen, würde es Dein Schade nicht sein. — Wir wollen Dich nicht etwa brennen [1]) — Gott bewahre, ich sagte Dir schon vorher, daß wir ehrliche Kerls sind, — nein, wir wollen zusammen arbeiten, Du bist ein Junge, der nach was aussieht, und wir können so einen gut zum baldowern [2]) brauchen. Wahrhaftig, Du kannst kein besseres Geschäft machen!"

Obwohl nun der Graf hiervon nicht so fest überzeugt war, nahm er doch eine schwankende, unentschlossene Miene an, und noch ehe er antwortete, fuhr Jener fort:

„Ich verdenk' es Dir durchaus nicht, daß Du Dir die Sache überlegst," sagte er. „S'ist keine Gesellschaft für Dich hier unten, meinst Du. — Aber s'ist nur so eine Geschäftswohnung für den Augenblick, da wir grade in der Gegend hier etwas zu thun hatten. — Die Sache ist jetzt abgemacht, und ich wohne so überdies nicht hier, sondern in der Stadt. — Du kannst mich morgen besuchen, Nachmittag, und ich will zehn Jahr nach Spandau kommen, wenn Du je bessern Kaffee getrunken hast, als ihn meine Alte Dir vorsetzen wird. — Du sollst meine Alte kennen lernen; — eine Frau, die etwas vom Geschäft versteht. — Ja, wahrhaftig, sie versteht etwas; ich kann es mit Stolz sagen. — Sie war zweimal übern Berg in ihrer Jugend, und sie hat ihre Zeit gut angewendet, sie hat etwas gelernt! — Nun willst Du kommen? — Hier ist meine

---

1) Durch Drohung des Verraths Geld erpressen. 2) Gelegenheit zum Stehlen auskundschaften.

Karte. — Gottlieb Leberecht. — Nicht wahr, ein schöner Name, Leberecht, — ich kann es meinem Vater nicht Dank genug wissen, daß er mir diesen Namen gegeben, — es sieht wirklich sehr schön aus, wenn auf den Acten steht: „In der Untersuchungssache wider den Gottlieb Leberecht.“ Es ist, als ob man schon vorher freigesprochen werden müsse. Ich hab's schon mehrmals gesehen. — Es macht sich gut — Gottlieb Leberecht, Schuhmacher, arbeitet in Rind-, Kalb-, lackirtem und farbigem Leder, auch Korduan, verfertigt alle Arten Stiefel, Schuhe, Pantoffeln, und erbietet sich zu Reparaturen jeder Sorte in Sohlen, Flecken und Riestern, auf's Beste und Billigste. — Nicht wahr, eine schöne Karte. — Sehr schön gesagt. Wie gefällt sie Dir?“

Der Graf erwiederte, daß das wirklich sehr schön gesagt sei, und der Schuhmacher fuhr noch eine Zeitlang fort, die Vortheile einer solchen Addresse auseinander zu setzen, die ihm, wie er beiläufig sagte, ein Studirter, der ehemalige Schreiber eines Justizcommissarius, angefertigt hatte, was auf seinen Charakter ein in der That sehr günstiges Licht warf, da eine andere, minder wahrhafte Person sich gewiß die Autorschaft angemaßt hätte, wie dies ein Fall ist, der heut zu Tage sehr oft vorkommt. Er machte auch auf den guten Eindruck aufmerksam, den es auf einen Polizeibeamten hervorbringt, wenn man ihm eine solche Karte überreicht und um gefällige Rekommandation bittet, nachdem die Untersuchung beendet ist, und fügte noch andere Bemerkungen hinzu, die eben so sehr für seinen Scharfsinn in dergleichen Angelegenheiten sprachen. Während dieser langen Rede hatte er den ganzen Inhalt der in Händen habenden, langen, dünnhalsigen Flasche, in kleinen Zwischenräumen geleert, ohne sich erst die Mühe zu geben, das Getränk auf die frühere Weise zu verdünnen. Die Folge davon war, daß ihm dasselbe allmälig nach dem Kopf zu steigen anfing, und er sich mit immer

größerer Lebhaftigkeit über das einmal beregte Thema zu verbreiten begann.

„Und nun Kamerad," schloß er endlich seinen Vortrag; — „glaubst Du noch, daß Du mit elenden Pfuschern zu thun hast? — Willst Du Dich noch weigern, ein so ehrenvolles Anerbieten anzunehmen?"

„Du hast selbst gesagt," entgegnete Cartentierce; „Du hast selbst gesagt, daß ein solcher Vorsatz überlegt sein will. — Ich werde morgen zu Dir kommen, ich habe Deine Addresse."

„Ja wohl, Du hast meine Addresse, mein Junge, und ich wiederhole Dir, daß es Dich freuen wird, die Bekanntschaft meiner Alten zu machen. — Jetzt fehlt zu unserer Bekanntschaft weiter nichts, als daß Du mir sagst, wo Du wohnst, und wie Dein Name ist."

Der Graf zögerte einen Augenblick.

„Du kannst mich Casimir nennen," sagte er. „Es ist genug, wenn man weiß, wie man seine Freunde ruft. — Weiter ist nichts nöthig."

„Gewiß reicht es, und weiter will ich auch nichts wissen. Aber wo wohnst Du mein Junge? — wo findet man Dich, wenn man Dich sprechen will. Ich führe vielleicht einmal meine Frau bei Dir ein. Du weißt, die Weiber haben mitunter ihre Launen."

„Ich wohne im Gasthofe."

„Im Gasthofe? — Das ist sehr gut, man respectirt die Fremden. — Aber in welchem?"

„In der Stadt Rom unter den Linden," erwiederte Cartentierce ohne Zaudern, denn er war fest entschlossen, sich nicht durch eine unzeitige Unwahrheit zu verrathen; außerdem konnte ihm eine solche Offenheit hier keinen weiteren Schaden bringen.

Nachdem er indessen das Gespräch bis zu diesem Punkte fortgeführt hatte, glaubte er es nicht mehr so nöthig zu haben, länger in dieser Gesellschaft zu verweilen, sondern beschloß, sobald als mög-

lich den unheimlichen Aufenthalt zu verlassen. — Als er aufstehend diese Absicht aussprach, hatte auch der Schuhmacher nichts dagegen einzuwenden, sondern seinen neuen Bekannten in einer freundschaftlichen Umarmung fast erdrückend, wünschte er ihm gute Nacht, erinnerte ihn nochmals an den versprochenen Besuch für den folgenden Tag, und sank dann schläfrig auf die Matratze zurück.

Lampert warf einen halb ärgerlichen, halb verächtlichen Blick auf den Liegenden.

„Er ist wieder betrunken," sagte er halb leise auf deutsch zu dem Blassen; „und denn ist er so unvorsichtig und schwatzhaft, wie ein altes Weib." — Dann trat er drei Schritte vorwärts auf den Grafen zu, und indem er die Stirn runzelte, und seine rechte Hand drohend ballte, fuhr er in gebrochenem Polnisch fort: „Wenn der Schuhmacher Dir auch in einer halben Stunde mehr erzählt hat, mehr als Du von mir in einem halben Jahre erfahren hättest, so hast Du Dich um so mehr zu hüten, Dein Geheimniß gut zu bewahren, sonst — —. Nun ich wünsche Dir eine gute Nacht, und für meine Worte gutes Gedächtniß."

„Ich danke Dir für Deinen Rath," entgegnete Carentierce, kaltblütig seine Handschuhe anziehend; „indessen ist mein Gedächtniß so schwach nicht. — Auf Wiedersehn. — Wo ist der Ausgang? — Ihr müßt mich schon hinausbringen — wenn auch nicht so, wie Ihr mich hereinbrachtet."

Bei diesen Worten sich kurz nach der Ecke hinwendend, wo Mathilde saß, legte er, sie bedeutsam anblickend, den Finger auf den Mund, warf ihr einen Kußfinger zu, um diese Handbewegung zu bemänteln, grüßte das Weib, welches bisher eine stumme, doch aufmerksame Zuschauerin dieser Scene abgegeben hatte, und folgte dann dem jüngeren, voranleuchtenden Knaben die Treppe hinauf, da ein gebieterischer Ruf Lampert's den Buckligen, der dies Geschäft ver-

richten wollte, zurückgehalten hatte. — In zwei Minuten erreichte der Graf die Hausthür und befand sich im Freien.

Einige Augenblicke stand er still, die frische, kalte Nachtluft in sich zu saugen, nachdem er so lange den feuchten, räucherigen Dunst des Kellers eingeathmet hatte. Die am Kopf erhaltene Verletzung schmerzte ihn noch immer, und um die Wunde vor der Kälte zu bewahren, schlug er den Mantelkragen höher hinauf, und eilte dann mit schnellen Schritten den Linden zu.

Als er sich nach einiger Zeit umblickte, bemerkte er in der Entfernung von etwa hundert Schritten hinter sich, eine menschliche Gestalt, die er jedoch der Dunkelheit wegen nicht näher zu unterscheidin vermochte. Diese Gestalt schien ihm zu folgen. Sie stand still, wenn er still stand, sie bewegte sich vorwärts, wenn er weiter ging.

„Ich glaube, meine neuen Freunde wollen mich sicher nach Haus geleiten lassen;“ sagte er lächelnd zu sich selbst, als er sich davon überzeugt hatte, daß dieser Verfolger nicht näher kam, sondern sich jederzeit in der vorher angedeuteten Entfernung hielt.

Es verhielt sich in der That so. Lampert hatte ihm den kleinen Buckligen mit dem Auftrage nachgeschickt, genau Acht zu geben, ob er auch wirklich nach dem von ihm angegebenen Gasthof gehe.

Da der Graf indessen nicht fest davon überzeugt sein konnte, daß sich diese Sache in der That so verhielt, warf er von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf diesen geheimnißvollen Begleiter zurück.

„Doch wer sollte es wagen, hier auf der Straße etwas gegen mich zu unternehmen;“ fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräch fort. „Da sind schon die Linden, und dann kann ich ja auch einen Nachtwächter zur Unterstützung herbeirufen.“

In diesem Augenblick stolperte er über die Beine eines Mannes, der auf einer steinernen Treppe sitzend, die Füße weit auf das Pflaster hinausgestreckt, in dieser ziemlich unbequemen Lage eingeschlafen war. Und dieser Schlaf war so fest, daß der Schlum-

merude selbst durch den ziemlich heftigen Stoß nicht gestört wurde sondern ruhig weiter schnarchte.

„Guter Gott," dachte Carte:tierce; „es ist ein armer, obdachloser Mensch, vielleicht hungrig, erfrierend — hier auf dem kalten Pflaster. — Ich will ihn wecken."

Er rüttelte den Schlafenden heftig.

„Heda! Heda, guter Freund!" rief er.

Der Schlafende fuhr hastig empor.

„Nun was is denn nun schon wieder los. — Wo is denn Feuer?" fragte er die Augen aufreißend im reinsten Berliner Dialecte.

„Es ist kein Feuer guter Mann," sagte der Graf; „ich weckte Euch, weil Ihr leicht erfrieren könnt hier in der Kälte."

„Ach was, — marschieren Sie, daß Sie wegkommen, und kujenieren Sie hier nicht Leute;" entgegnete Jener drohend, und griff nach einer sehr merkwürdig aussehenden, verrosteten Handpike, die eine auffallende Aehnlichkeit mit den Waffen eines Häuptlings der Hottentotten, oder Südseeinsulaner hatten, wie man sie häufig in Menagerien oder Raritäten-Kabineten zu sehen bekommt. — „Wenn Sie nicht ruhig Ihre Wege gehen, werd' ich Ihnen arretiren. — Sie nachtschwärmerisches Individuum, Sie wollen einen Nachtwächter annijiren, Sie! — Wissen Sie auch, das dab'rauf Spandau steht, wenn Sie einen Nachtwächter in Ausübung seiner Dienstpflichten stören."

Der Graf ging lächelnd weiter. — Er hatte bis dahin die Dienstpflichten eines Berliner Nachtwächters noch nicht in ihrem ganzen Umfange gekannt.

VII.

Die Wolfsschlucht.

Es sind vielleicht, mein lieber Leser, als Du diesen Namen aussprochen, allerlei schreckbare Gedanken in Dir aufgestiegen, Gedanken an Blut und Verzweiflung, an weiße, grinsende Zähne und bleichende Todten-Gebeine, über welche der kalte Wind klappernd hinfährt. — Dies ist nicht so.

Die Wolfsschlucht ist ganz einfach eine Weinstube in der Altstadt, eine still, gemüthlich aussehende Weinstube, mit munteren, rothköpfigen Flaschen, lustigem Champagner und klingenden Gläsern; ein hübscher, behaglicher Ort, sich an einem stürmischen Winterabend hinzusetzen, bei einem Beefsteak und einer Flasche Zweiunddreißiger, und den Erzählungen irgend eines alten, grauköpfigen Herren zuzuhören, der das eiserne Kreuz im Knopfloch trägt, und etwas aus dem Tagebuche seines bewegten Lebens zum Besten giebt, so etwas Schauerliches, wo Einem das warme Herzblut gerinnt und man nothwendig noch eine Flasche trinken muß, um nur wieder aufzuthauen;

ein hübscher, behaglicher Ort, vor der Mittagshitze eines schwülen Sommertages zu flüchten, und eine Flasche Selterwasser zu trinken, so recht kühl und frisch, das stockende Blut zu verdünnen, und und dann langsam einzunicken in der Sophaecke, vielleicht die Staats-Zeitung in der Hand, und dann und wann aufblinzelnd, wenn der Kellner auf dem knisternden, Sand bestreuten Boden leise umherschleicht, uns nicht zu stören; — ein recht hübscher, recht gemüthlicher Ort!

Aber, mein lieber Leser, vielleicht ist es Dir auch schon so gegangen, daß Du an einem schönen Frühlingsmorgen hinausgegangen bist, auf einen anmuthig gelegenen Berg, um Dich an der Fernsicht auf das schöne, frischgrüne Thalgelände zu ergötzen, oder in einen recht heimlich stillen Forst, um die balsamische Luft zu athmen, und hast Dich gefreut über die glitzernden Thautropfen auf der Grasspitzen und die bunten Schmetterlinge und das geheimnißvollen Surren der Käfer, und hast dann recht glücklich und zufrieden zu Dir selbst gesagt: Ach wie so schön sind doch die Werke Gottes! Und kaum ist Dir das Wort über die Lippen gegangen, da springt ein häßlicher, struppphaariger Kerl hinter dem nächsten Baum hervor, mit einer alten Reiterpistole oder Knotenstock bewaffnet, und fordert Deine Börse oder goldene Cylinderuhr. Und ist's auch nicht grade so gefährlich, so ist's doch ein Bettler oder ein armes Weib mit hungrigen Augen und knöchernem Gesicht, dünnbeinig, zerlumpten Anzugs, mit sehr heiserer Stimme ein Almosen fordernd, um Gotteswillen, um des Gottes Willen, der die Menschen so sehr geliebt, daß er ihnen diese schöne Natur geschaffen und sie zu Königen darin gemacht hat.

Aber so geht's immer im Leben. Der Mensch selbst verpestet mit dem Hauch der Sünde und des Lasters diese wonnige Erde die der Schöpfer mit seinem Athemzuge geheiligt, über die er sich gefreut, da er sah, daß sie gut war.

So erzählte ich vorher, wie das ein so hübscher, gemüthlicher Ort sei, diese Weinstube, deren Name die Ueberschrift dieses Capitels bildet, ein Ort der Behaglichkeit und Ruhe, wie einer ihn sich nur immer wünschen kann; aber Du würdest Dich bitter enttäuscht abwenden, mein lieber Leser, wenn Du jene Leute genauer kennen möchtest, welche dieses gemächliche Lokal zu dem Schauplatz ihres unedlen Treibens erwählt haben. — Doch nicht Jeder kennt sie; oder wenn er sie kennen gelernt, ist es zu spät.

Da ist der kleine, rundwangige, spitzbauchige Mann, mit jovialem, freundlichem Gesicht, so einem Gesicht, daß einem das Herz aufthaut und man sich freut, in dieser kalten, selbstsüchtigen Welt Jemandem zu begegnen mit einem solchen Antlitz — so zufrieden, so vergnügt, so behaglich, so herzlich gutmüthig. Dieser kleine Mann ist ein ehrlicher, braver Bürger, wohlhabend durch seiner Hände Arbeit, durch Fleiß und Sparsamkeit. Er will sein kleines Kapital, die Frucht langjähriger Mühen, auf eine Hypothek ausleihen, oder ein Grundstück kaufen, oder zum Neubau seines Hauses Geld aufnehmen. Er hat das in den Zeitungen bekannt machen lassen, und da ist irgend ein Herr zu ihm gekommen, ein erschrecklich reicher Herr, der eine große, goldene Kette trägt und an der Kette eine ganz kleine goldene Uhr und zwei Brillantringe, die andern werthvollen Pretiosen, als Busennadel, Hemdknöpfchen u. s. w. gar nicht zu rechnen; ein erschrecklich reicher Herr, der mit den Tausenden nur so um sich wirft und sich erboten hat, das Geschäft zu machen, aus reiner Menschenliebe, nur weil es ihm Vergnügen macht, einem braven Bürger zu helfen. Da wollten sie nun Beide zum Justizkommissarius gehen, um diese Sache in Richtigkeit zu bringen; auf dem Wege aber hat der reiche Herr den guten Bürger eingeladen, mit ihm zu frühstücken. Der hat's auch angenommen und sitzt nun hier in der Weinstube mit hochrothem, glühenden Gesichte vor der vierten Flasche, und seine schwimmenden Augen sehen nicht mehr die gurgelabschneiderischen Galgenge-

ſichter ringsumher, ſondern nur die reichen Herren, die ſo und ſo viel Tauſende im Vermögen haben, und mit ihm ſo freundlich und höflich ſind, als wäre er einer Ihresgleichen. — Was ſoll man da erſt weiter gehen! Das Geſchäft wird auf der Stelle abgemacht, der Wein äußert ſeine Wirkungen immer mehr, und wenn unſer guter Mann wieder zur Vernunft kommt, iſt er geprellt, betrogen, oft genug ruinirt. —

Und dann des Nachts, wenn die Hausthür geſchloſſen iſt. —

Da wird auf den runden, ehrwürdig weinfleckigen Tiſch ein großer, grüner Tuchlappen ausgebreitet, worauf mit Kreide allerlei Linien und Striche gemalt ſind, wie eine geheimnißvolle, mathematiſche Figur, nur dem Eingeweihten verſtändlich. Zugleich geht ein leiſes Geflüſter durch die anweſenden Gäſte, der Banquier ſetzt ſich vor jene Tuchdecke nieder, und zündet die Cigarre an. Dann leert er den Inhalt ſeiner Börſe auf den Tiſch aus, eine lange, weitbauchige, ſeidengeſtrickte Börſe, die auf der einen Seite das Kourantgeld, auf der andern Gold enthält, Gold, lockendes verführeriſches Gold, eine ganze Untertaſſe voll. Louisd'ors, Dukaten, glänzend und unbeſchnitten, ſeltſam funkelnd mit ihren rothen, gierigen Augen in der Flamme des daneben brennenden Wachslichtes, und ſo unachtſam, gleichgiltig durch einander geworfen, lüſtern und verliebt hinſchielend nach allen Seiten, wie die rothgemalten Wangen einer Kokette. Nachher das Papiergeld; eine wohlgefüllte Brieftaſche — Kaſſenanweiſungen jeder Art, von einem Thaler bis zu Hundert; eine große Summe und dabei ſo achtlos umherliegend, wie die Gedichte und Liebesbriefe in dem zierlichen Wandkorb einer beliebten Operntänzerin; höchſtens einige Thalerſtücke darauf, damit die leichten Papiere nicht fortfliegen.

Da bringt der Kellner die Karten.

Der Banquier lächelt freundlich, verneigt ſich ein klein wenig und ſagt dann:

„Es ist angerichtet, meine Herren. — Kellner, eine Flasche feinen Rothwein, von meiner Sorte."

Und nun drängen sie sich um den Tisch her, bleiche, hohlwangige Gesichter, stieren Blicks, Angst und Freude, Furcht und Hoffnung auf ihren Zügen wechselnd. — Während schon die Eifrigeren die Stühle rings um den Tisch besetzt haben, stellen sich die Andern hinter ihnen. Es herrscht ein geheimnißvolles Regen. Der Eine folgt mit gierigen Augen jeder Handbewegung des Banquiers. Der Andere zählt den Inhalt seiner Börse, vielleicht das Geld, mit dem er morgen einen ungestümen Gläubiger befriedigen wollte, oder das Geld, welches, der Verdienst einer vierteljährlichen Arbeit, zum Unterhalt seiner Frau und Kinder bestimmt war, seiner kleinen, blauäugigen Frau, die jetzt zu Haus im einsamen Bett liegt, weinend und die kleinen weißen Hände gefaltet, oder dem dreijährigen Töchterchen ein Gebet vorsprechend für den Vater, mit häufig vor Schluchzen erstickter Stimme; und das Kind sieht die Mutter verwundert an mit den großen klugen Augen unter dem allerliebsten, weißen Nachthäubchen hervorguckend, und sagt, das Gebet abbrechend: — „Mama weint? — Papa fort?" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Karten sind gemischt und abgehoben.

Sept en bas. — Faitez votre jeu.

Noch einige Minuten regsamer Bewegung folgen auf diese Worte des Banquiers, der, die Karten emporhebend, die unten liegende zeigt; Jeder setzt. Die Einen irgend einen thörigten Calcul aus der en bas liegenden Karte ziehend, die Andern aus einem zu diesem Zweck eigends mitgebrachten Kartenspiel irgend ein Blatt hervorzupfend und es dann besetzend; noch andere, das Geld blindlings hinwerfend, wohin es rollt; einige mit zusammengekniffenen Lippen den

ersten, oder einige Abzüge abwartend. — Das grüne Tuch, der sogenannte Talon, für die einzelnen Karten in besondere Felder getheilt; — eine in Berlin ziemlich allgemein gewordene Art des Spiels — ist jetzt aller Orten besetzt; noch eine tiefe, ängstliche Pause. Niemand rührt sich mehr. Das Spiel beginnt.

Anfangs geht's dennoch einigermaßen geräuschvoll her, man hört einzelne, zotige Späße, man lacht; aber bald genug verstummt dieses Geräusch, es herrscht eine in der That erschreckende, grauenvolle Stille. Nur wenn die Taille geendet ist, und neu gemischt wird, wenden sich diese stieren Augen von dem Punkte ab, auf welchem sie bisher gefesselt waren; die Einen gießen den Wein hinab in ihren heißen, ausgetrockneten Schlund, als wäre es kühles Wasser, während das kochende Blut ihnen die Lippen aufsprengt vor Hitze. Die Anderen zünden die erloschene Cigarre an, noch Andere trocknen sich den Schweiß von der heißen Stirn und sitzen gedankenlos, erschöpft da, Gewinn und Verlust berechnend und von Zeit zu Zeit einen schrecklich gierigen Blick nach dem in der Bank befindlichen Gelde werfend, bis sie auf's Neue aus ihrer Lethargie erweckt werden durch diesen heiseren, eintönigen Ruf: „**Faitez votre jeu!**"

Und nun wieder diese grauenhafte Stille. Nur das Klingen des Geldes, nur ein halblauter, schrecklicher Fluch, ein Fluch, an welchem Blut klebt, Blut und Verzweiflung. Dazu das ruhige Gesicht des Banquiers, mit seiner zum Wahnsinn bringenden Höflichkeit, gleichgiltig, unverändert, wie die Lampe, die an der Decke gerade über dem Tisch hängend, ihren bleichen Schein auf diese entsetzliche Gruppe herabwirft.

Nachher der Morgen!

Aus der geöffneten Thür schleicht langsam und widerstrebend die trübe Dunstwolke heraus, welche die Atmosphäre des verschlossenen Zimmers bildete, verstohlen in der hellen, freundlichen Morgenluft verschwimmend, wie ein Gebrandmarkter, der sich unter das fröh-

liche Gedränge eines belebten Marktplatzes mischt, sich selbst und eine Schande in dem Gewühl zu verbergen; ekelhafte, widrige Dünste, die pestartige Unnatur des Menschen in sich tragend. Und nun diese Menschen selbst! Das Blut aus den mageren, schwindsüchtigen Wangen geschwunden, die Augen eingesunken, mit struppigem Bart, die ungekämmten Haare schweißverklebt in das ungewaschene Gesicht hängend, mit schmutzigen Stiefeln, verstörtem Anzuge, befleckter Wäsche, — so stehlen sie sich schüchtern, einzeln aus diesem Hause hervor, in der nächsten Quergasse verschwindend, um keine Spur hinter sich zurückzulassen. Für sie ist die Sonne nicht, die so freundlich die Dächer der Häuser vergoldet, diese köstliche Morgenluft, die uns zu neuer Thätigkeit weckt, für sie ist das Alles nicht; kein Morgen, keine Sonne, nichts, gar nichts. — Sie eilen nach Haus, wankenden Schrittes, bis auf den Tod erschöpft, um zu schlafen. Aber dieser Schlaf! Da sind dieselben Träume von vorhin, Träume von Haufen Gold und von Reichthümern, von mageren Fingern, die sich gierig danach ausstrecken; Träume von tiefem, tiefem Wasser.

Das ist die Wolfsschlucht! — —,

VIII.

Der Freier.

Wenn Dich, mein lieber Leser, die gute Dame Fortuna mit Reichthümern bedacht hat, oder Du vielleicht einmal in die Verlegenheit gekommen bist, ein Viertel vom großen Loose zu gewinnen, und Du hast Dir dann Deine Börse voll Gold gesteckt und trittst mit wagelustigem Herzen an einen Spieltisch, so bist Du ein so prächtiger Freier, wie je einer sein Geld mit Anstand verloren. Ich sage, verloren, denn gewinnen kann und darf ein Freier niemals, höchstens im Anfang, damit er nicht von vorn herein die Lust verliere und abgeschreckt werde. Aus diesem Grunde gehören außer der gutgefüllten Börse und der Lust zum Spiel, noch zwei andere Eigenschaften zu einem vollkommenen Freier, nämlich Leidenschaftlichkeit und Dummheit. Dieser letzte Ausdruck ist indessen eigentlich nur Kunstausdruck, und wir wollen, um jedem Mißverständniß vorzubeugen, statt desselben lieber das Wort „Unerfahrenheit" brauchen, nämlich Unerfahrenheit in den Kniffen und Pfiffen der Spieler von Profession, von den für jeden Uneingeweihten schwer, fast unmög-

lich zu bemerkendem Geheimniß der beschnittenen Karten an, bis zu den feineren und complizirteren Kunststücken des Volteschlagens und anderen, durch welche diese Leute sich jedesmal den Gewinn zu sichern wissen.

Man muß indessen zunächst die Spieler Berlin's, das heißt solche Leute, die ein Gewerbe aus dem Spiel machen, in zwei Klassen theilen.

Die eine von ihnen besteht aus solchen Personen, welche nicht ohne Vermögen sind und die dadurch in den Stand gesetzt werden, ohne Anwendung von Betrügereien, ihrer Leidenschaft zu genügen. Ein Solcher ist gewöhnlich der Bankhalter, wenn nach einem Mittagessen, oder einem Abendtisch in einem anständigerem Lokale gespielt wird. Der Vortheil, welchen der Banquier über die Pointeurs jederzeit im Voraus hat, und der an öffentlichen Spielbänken es möglich macht, jene oft so bedeutenden Pachtsummen zu zahlen, sichert ihm auch hier fast jedesmal den Gewinn. Dabei hat ihn die lange Erfahrung klug genug gemacht, sich selbst dem geübtesten Gauner gegenüber zu behaupten. Er ist in alle Arten von Betrügereien derselben eingeweiht, ohne dieselben jedoch selbst jemals in Anwendung zu bringen, mit einem Wort, er ist ein ganz ehrlicher Kerl, bei dem man, wenn das Glück sonst günstig ist, so gut gewinnen kann, wie bei einer öffentlichen Bank.

Auf einer weit niederen Stufe stehen jedoch jene andere Individuen, welche die zweite Klasse dieser Haupteintheilung bilden.

Diese sichern sich den Gewinn nur durch Betrug. Der Ungeübte, sei er Bankhalter, oder Pointeur, wird jederzeit gegen sie verlieren. Man nennt dies auf Betuch (auf sicher) machen.

Die zu dieser Klasse Gehörenden, theilen sich wieder in zwei Abtheilungen, in sogenannte Schlepper und Macher.

Der Schlepper ist das, was der Schakal für den Tiger. Er muß, außer einem Grad von Bildung, der indessen gewöhnlich ein

sehr geringer ist, eine um so größere Unverschämtheit besitzen. Er treibt sich aller Orten umher. Man findet ihn an der table d'hôte eines Gasthofes erster Klasse, im Theater, Concerten, auf Bällen, kurz überall, wo er darauf rechnen kann, Bekanntschaften zu machen. Hat er nun Jemand gefunden, welcher die vorerwähnten Eigenschaften eines Freiers in sich vereinigt, so hängt er sich an ihn, wie eine Klette, er verläßt ihn keinen Augenblick. Er führt ihn, (der Freier ist gewöhnlich ein Fremder,) überall umher, ist der freundlichste, aufmerksamste Gesellschafter und hütet sich wohl, ein Wort fallen zu lassen, das ihn als einen Spieler verdächtigen könnte. So vergehen oft Wochen, sogar Monate bis endlich der günstige Augenblick gekommen ist, den der Schlepper mit seltener Consequenz abwartet. Dann schleppt er sein Opfer unter irgend einem Vorwande nach einem Winkel-Kaffeehause, wo sich der Macher bereits befindet. — Man schwatzt, man trinkt, man fängt ein Spielchen an und in wenigen Stunden ist der Freier gemacht. Zuweilen mißlingt auch ein solches Verfahren. Der Freier will nur in größerer Gesellschaft spielen, und der Schlepper sieht sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, noch Mehre in das Geschäft zu ziehen, die natürlich den gleichen Antheil bekommen, wenn die Sache geendet ist. — Selten, nur sehr selten entgeht ein einmal geköderter Freier seinem Schicksal, und es ist wirklich fast unglaublich, mit welcher ausdauernden List und Gewandheit diese Leute ihren Zweck verfolgen, welche Mittel sie anwenden, den Unerfahrenen in ihr Garn zu locken.

Das Gesetz verbietet das Hasardspiel; aber gerade dieses Verbot begünstigt jene schreckliche Art des Betrugs.

Aller angewendeten Aufmerksamkeit ungeachtet, ist es unserer Criminalpolizei bisher noch nicht gelungen, das Hasardspiel zu unterdrücken, und selbst einsichtsvolle, praktische Beamte werden zugestehen, daß dies auch für die Folge nicht möglich ist.

Der Vortheil, welchen der Wirth eines Kaffeehauses, wo ge-

wöhnlich gespielt wird, von seinen Gästen zieht, ist zu bedeutend, als daß er nicht seine Einwilligung zum Spiel geben sollte, auch auf die Gefahr hin, bei der Entdeckung in eine wenig bedeutende Geldstrafe genommen zu werden.

Und wie schwer ist es diese Entdeckung herbeizuführen. — Bei einiger Vorsicht ist der Beweis sogar unmöglich.

Der Kellner wird entfernt, nur der Wirth mit den Spielenden befindet sich in dem nach allen Seiten verschlossenen Zimmer. — Polizeibeamte wollen eindringen, sie finden die Thür verriegelt, und wenn auf ihr Klopfen geöffnet wird, sind die Karten und das Geld verschwunden, und die Spieler sitzen ruhig um den mit Weinflaschen besetzten Tisch, die Staatszeitung eifrig studierend, und es ist weder verboten, ein Spiel Karten im Tischkasten zu haben, noch die Staatszeitung zu lesen. Selbst wenn einer der Spielenden, vielleicht der Betrogene, eine Anzeige macht, so erlangt er nichts dadurch, als seine eigene Bestrafung. — Die Andere bleiben bei'm Leugnen, und das Zeugniß des Denuncianten selbst ist zu ihrer Verurtheilung unzureichend, da er selbst nicht der Zeuge sein kann, wo er Angeschuldigter ist.

Vor nicht zu langer Zeit — man erinnert sich dieses Vorfalls vielleicht aus den Zeitungen — überlieferte sich ein junger Mann, der Buchhalter eines Berliner Kaufmanns, selbst dem Gerichte. Er hatte seinen Principal um eine beträchtliche Summe bestohlen — um zu spielen.

Fast täglich ereignen sich unter unseren Augen ähnliche Vorfälle, mehr oder minder schrecklich, wenn sie auch nicht auf solche Weise zur öffentlichen Kenntniß gelangen. Unbesonnene, junge Leute, opfern im glücklichsten Falle die Zeit ihrer Studien, ihre Gesundheit am Spieltische, Familienväter ruiniren sich und die Ihren, bis sie zu Verzweiflung und Selbstmord getrieben werden. — Und diese Be-

dauernswerthen spielten ohne die geringste Aussicht auf Gewinn. — Sie wurden betrogen!

Wäre da nicht ein öffentliches Spielhaus vorzuziehen?

In dem vorigen Kapitel habe ich mich über das Spiel im Allgemeinen ausgesprochen; meine Ansichten über diesen Gegenstand sind darin enthalten. Aber dennoch behaupte ich, das Verbot des Hasardspiels ist eine willkührliche Beschränkung der moralischen Freiheit, ich sage eine willkührliche, so lange noch die Lotterie, dies große Hasardspiel vom Staate nicht nur geduldet wird, sondern sogar von ihm selbst autorisirt ist. — Tausende haben sich durch hohes Spielen in der Lotterie zu Grunde gerichtet!

Man wird vor dem Gedanken einer öffentlichen Spielbank zurückschaudern; und mit Recht. — Aber man bedenke das Folgende:

Es sind in Berlin mindestens zehn bis zwölf Orte, wo fast täglich gespielt wird; denn wenn auch wirklich eine polizeiliche Recherche diese Industrie-Ritter von einem Orte verjagt, so versammeln sie sich bereits am nächsten Tage in einem anderen Lokale. Oft werden Hunderte, ja Tausende verloren, und wenn man durchschnittlich annimmt, daß an jedem dieser Orte der Bankhalter täglich fünfzig Thaler gewinnt, so ist diese Annahme gering genug. Dies giebt auf das Jahr eine Summe von mehr als zweimalhunderttausend Thalern. Und die Hälfte dieses Geldes, — mehr als die Hälfte, wird durch Betrug gewonnen.

Man bedenke dieses schreckliche Factum!

Wer Lust zum Spielen hat, findet täglich Gelegenheit dazu. Wer das Spiel noch nicht kennt, wird durch diese Leute, die ein Gewerbe damit treiben, dazu verleitet. — Und diese Lockungen sind sind oft weit stärker, als die offenstehenden Thüren eines privilegirten Spielhauses.

Es ist außerdem noch das Folgende zu beachten:

Der Unglückliche, welcher sich allmälig am Spieltische ruinirt,

treibt dies schreckliche Laster, ohne daß es seine Umgebung ahnt. Es ist nichts infamirendes dabei, ein Kaffeehaus, oder eine Weinhandlung zu besuchen und dort zu Abend zu essen; es ist ein ganz unschuldiges, scheinbar gemüthliches Treiben. — Erst wenn sich die Uneingeweihten entfernt haben, beginnt das Spiel. — Wie ganz anders ist es aber mit dem Besuch eines öffentlichen Spielhauses. — Ein Jeder kennt die Absicht dessen, der über diese Schwelle tritt. Er ist moralisch gebrandmarkt. Der Kaufmann wird sich hüten, sich an diesem Orte sehen zu lassen, in der Furcht seinen Credit zu verlieren. Der Beamte fürchtet die Cassation, der Buchhalter oder Commis die Entlassung aus seinem Dienstverhältniß.

Wer dergleichen Rücksichten nicht zu nehmen hat, wird sich durch die Bitten, die Vorstellungen seiner Angehörigen warnen lassen, denn diese werden es bald erfahren, daß er spielt. Diese Winkelspielerei wird aufhören. — Niemand wird mehr betrogen werden!

Man glaube indessen nicht, daß ich diese Worte für das Spiel geschrieben habe. — Ich bin weit entfernt davon; sie sind im Gegentheil wider dasselbe gerichtet. — Aber wenn es dem Gesetze schwer fällt, ein Verbrechen auszurotten, so ist dies bei einem Laster unmöglich. Es giebt nur ein Mittel dasselbe zu unterdrücken: Man gebe es der Oeffentlichkeit preis; man brandmarke es.

Aber kehren wir wieder zur Wolfsschlucht zurück.

Es war dem Schützling der Mutter Wegener nicht schwer in das bereits lange Zeit verschlossene Haus zu dringen denn auch zu diesem hatte er den betreffenden Schlüssel. Er öffnete daher mit leichter Mühe die Thür und trat in die noch offene Stube, denn das Spiel hatte noch nicht begonnen.

Es waren indessen grade keine freundlichen Blicke, mit denen er von den Anwesenden empfangen wurde, und nur frostig ward sein

„Guten Abend, meine Herren;“ erwiedert, denn Jeder betrachtete ihn als einen überzähligen Theilnehmer an der zu machenden Beute.

Ohne sich indessen hierüber sonderlich zu betrüben, hing Arthur ruhig Mantel und Hut an einen in der Wand befestigten Haken, bestellte sich einen Schoppen „gelbgesiegelten“, zündete eine Cigarre an und setzte sich dann behaglich in einen Lehnstuhl nieder, um die anwesende Gesellschaft zu mustern.

Einem so geübten Auge, wie das Arthur's, war es nicht schwer auf den ersten Blick den Freier zu erkennen.

Es war dies ein junger, flachshaariger, kurznasiger, gutmüthig aussehender Mensch mit einem etwas einfältigen Gesichte, so einem Gesicht, zu welchem nothwendig ein paar krumme Beine gehören. Er war sehr modern und elegant gekleidet, und sah lustig und vergnügt aus, als freue er sich, in so ehrenwerther Gesellschaft zu sein.

Neben ihm saß ein kleiner, magerer Kerl, mit braunem Haar und gleichfarbigem Backen- und Schnauzbart. Das Gesicht desselben war in der That interessant genug. Da waren alle jene Nüancen des Charakters mit sorglicher Genauigkeit ausgeprägt, die dazu nothwendig sind, ein vollendeter Schuft zu werden. Kriechende Freundlichkeit, spitzbübisches Lächeln, schurkisches Blinzeln, jämmerlich heimtückische Feigheit, rücksichtslose Gemeinheit; mit einem Worte Alles, was den ausgefeimten Gauner bezeichnet, war auf dieser zehn Quadratzoll haltenden Fläche, die er sein Gesicht nannte, zusammengedrängt. Da war auch nicht der mindeste Ausdruck eines besseren, ehrenwertheren Gefühls zurückgeblieben Dies Gesicht — auf dem Laster jeder Art tiefe Furchen gegraben hatten — sah aus wie ein Haufe zusammengefegter, schlammiger Straßenkoth, der an der Sonne getrocknet ist und in der Hitze allerlei Blasen und Risse bekommen hat, durch welche man den unten liegenden, widerlichen Schmutz gewahrt.

Es thut uns um Arthur's, ja selbst um der Mutter Wegener willen, die so menschenfreundliche Gesinnungen Betreff's der Nachlaßsachen ihres verstorbenen Mannes entwickelte, in der That leid, sagen zu müssen, daß der Inhaber dieses Gesichtes der vorerwähnte Russe ist.

In dieser einzigen Physiognomie sind die der sämmtlichen Anwesenden enthalten, das heißt derer, welche das Grundelement dieser ehrenwerthen Gesellschaft ausmachen, und die aus etwa zehn oder zwölf Personen bestehen; denn da sind außerdem noch ein paar hohlwangige, trübselige Gesichter, die nichts davon wissen, was hier geschehen soll, sondern ungeduldig den Augenblick abwarten, wo das Spiel beginnen wird, um am Morgen um die wenigen Thaler ärmer nach Haus zu gehen, welche sie vielleicht durch den Versatz ihres Mantels oder wattirten Ueberrocks aufgetrieben haben.

Noch einen Mann müssen wir indessen erwähnen, einen kleinen dicken, ungesund aussehenden, aufgedunsenen Mann, in einem braunen weitschößigen Leibrock mit broncenen Knöpfen.

Da es dieser Herr für ein sehr gutes Ding hält, eine Gesellschaft angenehm zu unterhalten, er aber nur schwaches Talent dazu besitzt, indem sich seine schönwissenschaftlichen Kenntnisse nur auf verschiedene Kartenkunststücke erstrecken, so hat er dafür Sorge getragen seinen Pudel dies Amt übernehmen zu lassen, welches derselbe auch mit würdevollem Anstand versteht, indem er auf Befehl seines Herrn allerlei sehr merkwürdige Kunststücke macht, z. B. einen Teller zwischen den Zähnen nach der Küche hinausträgt, sich auf die Hinterpfoten setzt, sich nach Kommando todt stellt, oder auf die Frage seines Herrn, „wie spricht der Hund!“ in ein sehr lautes Bellen ausbricht, eine Thür auf- und zu macht, seines Herrn Hut sucht und was derartige in der That sehr unterhaltende Sachen mehr sind.

In dem Augenblick, in welchem Arthur die Wolfsschlucht betrat und sich niedergesetzt hatte, war dieser interessante Pudel eben be-

schäftigt, eins jener merkwürdigen Kunststücke zu produziren. Er stand nämlich sehr gerade auf den Hinterbeinen und hatte seine Nase sehr hoch in die Luft emporgehoben. Auf diese Nase legte ihm nun sein Herr einen doppelten Louisd'or, wahrscheinlich um dadurch zu zeigen, daß er erst kürzlich Jemanden geprellt hatte, sonst wäre ein Viergroschenstück auch hinreichend gewesen — Der Hund balancirte nun das Goldstück mit großem Ernste eine Zeitlang auf der Nase, bis sich sein Herr zu der staunenden Gesellschaft wendete:

„Nicht wahr, meine Herren," sagte der Besitzer dieses interessanten Hundeexemplars, in sehr merkwürdigen Construktionen sprechend, die wir wieder zu geben, einen schwachen Versuch machen wollen. „Dies ist sehr merkwürdig, was die Vernunft der zifilisirten Menschen alles von die rohe Natur eines Geschöpfes abzugewinnen weiß. Ich kann Ihnen auf mein Ehrenwort versichern, daß der berühmte Hundekünstler Schreier mir dreißig Louisd'or für dieses Exempel von Pudel geboten hat; aber ich verkaufte denselben nicht, erstens, weil ich das Geld nicht brauche, was zwar bei einem Andern, ausgenommen mir, ein Gegenstand ist von hunderfuffzig Rat*) Gold, und dann zweitens, weil meine Frau das Thier sehr lieb hat und das Thier liebt ihr, und ich liebe meine Frau. — Achtung Karo. Will er woll! — Also meine Herrn, nun geben Sie gefälligst Obacht. Wenn ich bis drei zähle, wird dieses gut trefsirte Vieh das auf der Nase liegende Geldstück hochwerfen und nachher mit der Schnauze wieder auffangen. Achtung, Karo. — Paß auf Eins. — Zwei und — drei!"

Vielleicht war diese Rede dem besagten Pudel etwas zu lang für seine unbequeme Stellung, und gab daher durch ihre Ausdehnung die Veranlassung, daß der vierbeinige Künstler, bei erfolgtem Kom-

---

1) Thaler.

mandowort zu hastig aufspringend, diesmal nicht den allgemeinen Beifall errang, der ihm bisher zu Theil geworden. Genug, das Goldstück fiel an die Erde, ein klein wenig umherrollend, und zehn bis zwölf Gesichter verschwanden sogleich unter den Tisch, um in Verbindung mit funfzig bis sechzig sehr langen Fingern dem Pudel suchen zu helfen.

Mit einer an das Wunderbare grenzenden Geschwindigkeit hatte sich aber der Besitzer des Pudels, vielleicht weil ihm ein solcher Fall schon früher vorgekommen war, von seinem Stuhle herabgleiten lassen, noch ehe auch nur einer der erwähnten langen Finger den Boden berührt hatte.

„Ich bitte, bemühen Sie sich nicht, meine Herren," sagte er, unter dem Tisch angekommen; „ich finde schon ganz allein und der Hund könnte beißen."

Sogleich erschienen die zehn bis zwölf Gesichter wieder, einander sehr ehrbar ansehend und sämmtlich versichernd, daß es gar keine Mühe für sie gewesen wäre, daß mehre Augen doch besser sehen könnten als zwei, und noch einige andere Bemerkungen hinzufügend.

Die Richtigkeit dieses letztern Grundsatzes sollte sich auch bald genug sehr deutlich herausstellen. Der Mann mit dem Hunde hatte bereits beim Leuchten neun Fidibus verbrannt und dann den Wirth ersucht, ihm ein Licht zu reichen; aber noch immer war das Goldstück nicht wieder gefunden. Die Anwesenden, wahrscheinlich wegen der Zurückweisung ihrer angebotenen Dienste etwas beleidigt, ließen indessen den kleinen Dicken ruhig unter dem Tisch herumkrabbeln, sie litten es sogar, daß er häufig einen oder den andern Fuß aufhob, um darunter nachzusehen, versetzten ihm aber dabei mitunter einen sehr derben Stoß, oder traten ihm auf die Finger, worauf sie dann sehr höflich um Entschuldigung baten, versichernd, daß es ihnen Leid thue und daß sie nicht dafür gekonnt hätten. Da aber der doppelte Louisd'or, aller dieser Anstrengungen ungeachtet, noch immer

nicht aufgefunden wurde, so gab dies wieder die Veranlassung zum Erzählen von mehren anderen, sehr wunderbaren Geschichten, die sich in demselben Lokal ereignet hatten, und von denen besonders die Eine sehr merkwürdig war, die von einem Funfzig-Thalerschein handelte, der auf die geheimnißvollste Weise von einem Tisch verschwunden war, ohne daß man die geringste Spur von ihm entdecken konnte. Die Zuhörer, denen diese wunderbaren Sagen, die von einigen Stammgästen erzählt wurden, bisher noch nicht bekannt waren, verriethen dabei einige Unruhe, da sie, etwas abergläubischer Natur, nicht länger an irgend eine in diesem Lokal geheimnißvoll und unsichtbar waltende Macht zweifeln konnten, um so weniger, da einer der Erzähler die Wahrheit des Gesagten mit seinem Ehrenwort bekräftigte. Ja der eine von diesen Leichtgläubigen ging sogar so weit, sich mit ängstlicher Sorgfalt davon zu überzeugen, ob eine in seinem, an der Wand hängenden Mantel steckende Brieftasche nicht auch schon jener geheimnißvollen Macht zum Opfer gefallen sei, und als er sich zu seiner großen Beruhigung von dem Vorhandensein derselben überführt hatte, steckte er dieselbe in die Brusttasche seines Oberrockes und knöpfte den Rock zu, worüber der größte Theil der Anwesenden lächelte, und mit Recht, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Kobold oder Poltergeist seine Macht nicht auch auf einen zugeknöpften Rock ausdehnen könnte, und diese Vorsicht somit ganz überflüssig war.

Glücklicherweise für den Wirth, denn vermuthlich hätte dieser neue Vorfall das Lokal in den vollständigsten Ruf eines Zauber- oder spukhaften Ortes gebracht, wurde indessen der doppelte Louisd'or gefunden und zwar durch den Instinkt des Hundes, der mit großer Emsigkeit an einem Stiefel kratzte, in welchem das linke Bein eines der Herren steckte, welche vorher diese wunderbaren Geschichten erzählt hatten. Der Herr des Hundes nun ergriff dieses Bein und bemerkte das Goldstück alsbald zwischen der Sohle des Stiefels und

einem blauen, wollenem Strumpf steckend, da besagte Sohle in der Mitte ein sehr großes Loch, etwa von der Größe eines Zweithalerstücks hatte, in welches sich das Geld sehr merkwürdiger Weise durch einen Zufall eingeklemmt hatte; ein sehr beachtenswerthes Beispiel für den Leser, woraus er entnehmen kann, wie oft dergleichen Vorfälle sich auf die natürlichste Weise erklären lassen, und daß man sich jederzeit vor dem Glauben an übernatürliche Erscheinungen und vor blauen Strümpfen, die in zerrissenen Stiefeln stecken, hüten muß.

Nachdem das Goldstück somit wieder an seinen rechtmäßigen Herrn gelangt war, und dieser dem Hunde ein Stück Wurst versprochen hatte, herrschte einige Minuten hindurch tiefes Schweigen, und da es nach einer so interessanten Unterhaltung, als die frühere, nicht gut möglich war, abermals ein so allgemein ansprechendes Thema aufzubringen, schlug Jemand vor, ein Spielchen zu machen.

Dieser Gedanke wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und sogleich Karten bestellt.

Der Mann mit dem Pudel, nachdem er von mehren Seiten aufgefordert war, Bank zu legen, und sich lange Zeit, wie irgend ein sehr bescheidener Künstler, der etwas in einer Gesellschaft vortragen soll, geweigert hatte, schüttete endlich eine ziemlich bedeutende Summe, etwa hundert Louisd'or in verschiedenen Geldsorten, auf den Tisch. —

„Bringen Sie Karten", wendete er sich zum Wirth. — „Vier Spiel, ganz neue. Ich werde sie gleich berappen *)."

Der Wirth ging zu einer Schublade, um das Verlangte zu holen. In demselben Augenblick sprang der Russe zuvorkommend auf, nahm dem Wirth die Karten ab und reichte sie dem Banquier.

---

1) bezahlen.

Diese an und für sich so unbedeutende Höflichkeit hatte nichts destoweniger ihren guten Grund. Der Russe hatte die Karten vertauscht.

Nachdem die Thür verschlossen, und neue Flaschen auf den Tisch gesetzt waren, begann das Spiel,

Wir wollen den Leser nicht mit jenen ausführlichen Einzelnheiten aufhalten, welche nunmehr folgten, förmlich nach einer Art von System berechnet und alle auf einen Punkt hingerichtet, den Freier zu betrügen; wir wollen nicht umständlicher erzählen, wie dieser junge Mann Anfang's durch sein fortwährendes Gewinnen ermuthigt, von einem kleineren Satz zu einer höheren überging und dann fortwährend verlor, bis er endlich die Summe von zweihundert Louisd'or eingebüßt hatte. — Und dieses Geld war nicht sein Eigenthum

Seine Geschichte war ganz einfach die Folgende:

Er hieß Seestein, Eduard Seestein und war der Geschäftsreisende eines Bremer Handlungshauses, ein guter, braver, ehrlicher, Niemandem Böses zutrauender, herziger Mensch, dabei ein gut spekulirender Kaufmann, aber etwas einfältig, am allerwenigsten den Kniffen eines Berliner Gauners gewachsen Sein böses Schicksal hatte ihn bald nach seiner Ankunft in Berlin, wo er mehre Zahlungen einziehen sollte, mit dem Russen zusammengeführt, einem äußerst gewandten Schlepper. An dem Tage, von welchem wir hier sprechen, hatte der junge Mann Nachmittags diese verlornen Tausend Thaler in Gold einkassirt; der Russe wußte darum, er hatte ihm förmlich aufgelauert, und um ihn zu verhindern, das Geld nach seiner Wohnung zu tragen, hatte er, ihm zufällig begegnend, eine Spazierfahrt vorgeschlagen, die damit endete, daß er ihn nach der Wolfsschlucht führte, wo die Uebrigen bereits warteten.

Erschöpft, bleich, nach dem glänzenden Goldhaufen stierend, saß der Bedauernswerthe da, als der letzte Louisd'or verloren war; mit zitternder Hand goß er aus einer nahe stehenden Flasche ein Glas

Champagner ein und stürzte es hinab. In diesem Augenblick bog Arthur, der natürlich auch mitspielte, ein **six-le-va** und gewann dreißig Louisd'or, das Geld so ruhig einstreichend, als sei dies die einfachste Sache von der Welt. — Und es war auch in der That nichts einfacher, wenn Jener nur eben so gut die betrügerische Folgereihe gekannt hätte, in welcher die Karten geordnet waren. — Abermals fünf oder sechs Karten hintereinander gewonnen! — Arthur war zu erfahren in dem Treiben seiner Kameraden, als daß er sich nicht dieses Geld jetzt gesichert haben sollte, wo es noch Zeit war, um nachher bei der Theilung nicht willkürlich behandelt zu werden.

Außerdem liegt es nicht in dem Princip dieser Betrüger, daß Einer von ihnen, am allerwenigsten aber der Banquier ganz allein gewinnt. Der Betrogene würde alsdann leichter auf die Vermuthung geführt werden, daß er hintergangen worden ist, und zugleich zersplittert sich das Geld sichtlich vor den Augen des Verlierers. — Arthur gewann noch immerfort.

„Mein Gott, mein Gott," sagte Eduard zu sich selbst; „dieser Mann hat ein unverwüstliches Glück, wenn ich mit ihm zugleich die Karten besetzte, würde ich mein Geld wieder gewinnen!"

Noch einen Augenblick zauderte er. Er kämpfte um einen Entschluß; er konnte seine Augen nicht abwenden von dem verführerischen Glanze des Goldes. Da lag es, funkelnd, blitzend, das Geld, welches er noch vor einer Stunde in seiner Tasche gehabt. Der Banquier ging so gleichgiltig, so ruhig damit um, während er es gern mit seinem besten Herzblute zurückerkauft hätte. Da lag es, so nah, so nah, daß er es mit dem ausgestreckten Arme erreichen konnte. — Es war ja etwas so Einfaches, es wieder zu bekommen. Nur ein paar glückliche Treffer. — Er hatte ja vorher so viel Unglück gehabt Das mußte sich doch einmal ändern. — Es war gar nicht möglich, daß er immerfort verlieren konnte. Er mußte jetzt gewinnen; — er mußte.

Seine Hände zitterten so heftig vor innerer Aufregung, daß er das Crayon nur mit Mühe aus der Brieftasche hervorziehen konnte welche er aus seiner Tasche genommen.

„Meine Herren, hätte vielleicht Jemand von Ihnen die Güte," wollte er sagen; aber sein Schlund, seine Lippen waren von dieser fieberhaften Hitze so ausgedörrt, daß er nur ein leises, unverständliches Lispeln hervorbringen konnte, welches von Niemanden gehört wurde. Wieder goß er den Wein hinab, — Oel, austrocknendes, Flamme nährendes, glühendes Oel in dies entsetzliche Feuer.

„Meine Herren, hätte vielleicht Jemand von Ihnen die Güte, mir diesen Wechsel zu discontiren; — Er ist gut: — im nächsten Monat zahlbar — auf die Gebrüder Schickler. Bitte, sehen Sie sich das Papier an. — Ich muß doch wenigstens versuchen, ob ich meinen Verlust nicht wieder gut machen kann. — Oder wollen Sie mir vielleicht darauf eine Kleinigkeit borgen? Ich zahle es morgen mit dem größten Dank zurück."

Der Unglückliche bemühte sich, einen recht leichtfertigen, sorglosen Ton anzunehmen. Er glaubte sich schämen zu müssen, eine eine solche Aufregung unter Leuten zu verrathen, die so sorglos mit dem Gelde umgingen.

Der Mann mit dem Pudel nahm das Papier. Es war ein nach Sicht zahlbarer Wechsel über zweitausend Thaler Courant.

Während er aber die Handschrift zu prüfen schien, schielte er mit den kleinen, häßlichen Augen fragend zu dem Russen hinüber. Dieser winkte bedeutsam; dies war genug.

„Ich will für jetzt hundert Louisd'or geben; wenn Sie gewinnen, können Sie das Dings wieder kriegen; — Ich kann nicht alles Geld aus die Bank 'rausnehmen, aber ich helfe gern meine Mitmenschen. Wahrhaft'gen Gott, auf Ehre!"

Eduard nickte. Das Gold wurde ihm hingezählt, das Spie begann auf's Neue.

Seinem Vorsatze gemäß, besetzte der junge Mann, jetzt diejenigen Karten, welche Arthur spielte. Anfänglich gewann er, dann verlor er.

Arthur hörte auf zu pointiren, als er bemerkte, daß der Freier ihm folgte; zwei widerstrebende Gefühle stritten sich in seiner Brust. Es gehörte zum Geschäft, diesen jungen Mann auszuziehen, für sein ganzes Leben zu Grunde zu richten. Er selbst war früher auch in wohlhabenden Umständen gewesen, man hatte ihn auf dieselbe Weise geplündert, wie den jungen Mann hier, die Noth hatte ihn zu dieser Lebensweise geführt, welche er jetzt trieb; aber sein Herz war im Grunde genommen nicht so verderbt, wie die Gesinnungen seiner Kameraden.

Der Freier spielte indessen weiter; aber ehe eine halbe Stunde verging, hatte er diese hundert Louisd'or verloren. Er ließ sich abermals Geld geben, er spielte fort, und als der Morgen kam, hatte er den vollständigen Betrag des Wechsels verspielt.

Stumm und in sich gekehrt saß der Unglückliche eine lange Zeit da; ihm schwindelte vor den Augen, aber das Gefühl seiner schrecklichen Lage rief ihn wieder in's Bewußtsein zurück. Er stand auf und griff nach seinem Mantel.

„Herr Wirth," sagte er mit tonloser Stimme. — Ich habe kein Geld mehr, um meine Rechnung zu bezahlen. Wollen Sie vielleicht meine Uhr zurückbehalten? Sie kennen mich nicht und ich habe Alles verspielt. — Alles!"

Der Wirth entgegnete mit einer artigen Verbeugung, daß es ihm Vergnügen mache, Kredit zu geben, denn der Russe hatte ihm zugeflüstert, daß die Bank Alles bezahlen werde, und der Mann mit dem Pudel sagte sehr freundlich:

„Kann ich Sie vielleicht mit einer Kleinigkeit dienen, — zu'ne Droschke?"

Jener dankte stumm, nahm seinen Mantel und ging, er ging

ohne noch einen Blick rückwärts zu werfen, ohne den Gruß des Wirthes zu erwiedern, ging, oder schwankte vielmehr wie ein Träumender durch die Gassen.

— Aber es war kein Traum gewesen, es war Wirklichkeit, schreckliche Wirklichkeit.

So erreichte er die Linden. — Er wohnte in demselben Gasthofe, in welchem Cartentierce und Davernay abgestiegen waren, — so erreichte er sein Zimmer, so warf er sich auf sein Bett, — angekleidet, schwer athmend, mit brennender Stirn, schmerzenden Augen, das Blut hinaufdrängend in die Adern des Kopfes, als solle ihn der Schlag rühren, — so lag er bewußtlos zwischen Schlafen und Wachen, träumend von kühlem Wasser, seinen ausgedörrten Gaumen zu befeuchten, und wenn er den labenden Trunk zu erhaschen vermeinte, so verwandelte sich das Wasser in Gold, in flüssiges, glühendes, rauchendes Gold, rauchend von dem Blut und Schweiß der Menschen.

Und während er so lag und träumte, saßen sie, heimlich flüsternd und tückisch lachend, zusammen in der Wolfsschlucht und theilten das Geld.

IX.

Alte Bekannte.

In einer jener schmutzigen, engen, übelriechenden Winkelgassen, welche die Spandauerstraße mit der Judenstraße verbinden, sieht man eine Reihe von Läden, in welchen Schuhmacherarbeit feilgehalten wird, und in denen sich die ärmere Klasse von Berlin's Einwohnern größtentheils mit Fußbekleidung versorgt. Alte Stiefeln mit neuen, sehr dicken Sohlen, viele merkwürdig aussehende Flicken in das Oberleder eingesetzt; Pantoffeln schlicht und kunstlos aus einem, jeder Reparatur spottenden Stiefelpaar herausgeschnitten; Kamaschenstiefel und Schuhe für das schwächere Geschlecht, in Serge de Berry und Leder, schiefgetreten, fleckig, zerrissen und grob wieder zusammengestopft, Kinderschuhe in jeder Größe, Alles, Alles enthalten diese merkwürdigen Waarenlager, die sich zum Theil bis auf die Straße hinauserstrecken, ohne Rücksicht auf den immerwährenden Schmutz, der im Winter, den erstickenden Staub, welcher im Sommer diese Gassen zu einem höchst unlieblichen Aufenthalt macht.

Ueber der Eingangsthür des einen von diesen Läden, zu deren

beiden Seiten, bis an die Decke, eine wirklich erstaunliche Menge der vorerwähnten Waaren auf eine ziemlich groteske Weise aufgestapelt und aufgehangen war, konnte der Vorübergehende, wenn er es sonst wagen wollte, des halsbrechenden Steinpflasters ungeachtet, den Blick zu erheben, ein großes, schwarzes Schild bemerken, auf welchem mit rother Farbe einer jener urweltlichen Stiefel gemalt war, die unbestimmten Meinungen verschiedener Naturforscher zufolge, von jenen antideluvianischen Menschen getragen worden sein sollen, die in in jener räthselhaften Zeit der Mammuthe gelebt, und noch keine Idee von unseren modernen Hühneraugen gehabt haben. Es war ein großer, merkwürdiger Stiefel, sich halb zu den Kanonen eines Göttinger Studenten, halb zu der Façon eines sogenannten Wasserstiefels hinneigend, mit fingerdicker Sohle und entsprechendem Absatz, einer jener Stiefel, der unwillkührlich Entsetzen einflößt, wenn man sich einen entsprechenden Fuß darin, und diesen Fuß im Gedränge auf das zierlich gestiefelte Bein einer jungen Dame gesetzt denkt. Unter diesem Stiefel las man mit sehr plump aussehenden Buchstaben die Worte: Gottlieb Leberecht, Schuhmacher.

Und da stand nun dieser ehrliche, brave Bürger, Gottlieb Leberecht mit seinem schmutzigen, pechbeschmierten Schurzfell angethan, aus einem sehr kurzen, krummgebogenen Pfeifenstummel rauchend, dessen Kopf mit Leder überzogen war, um ihn vor dem Zerbrechen zu bewahren, da stand er vor Thür seines Ladens, paffend und den Rauch in kurzen Stößen von sich blasend, so behaglich, so vergnüglich, so stillfreundlich aussehend, daß da nicht leicht Jemand gewesen wäre, der sich nicht über dieses Bild eines guten, arbeitsamen Bürgers mit ruhigem Gewissen gefreut haben sollte; da stand er, die Pfeife zuweilen mit der einen Hand aus dem Munde nehmend, während er mit der Andern das Intelligenzblatt hielt, bald aufmerksam einige Zeilen durchlesend, bald den Gruß eines vorübergehenden

Bekannten erwiedernd, bald die schmale Gasse hinunterblickend als ob er Jemand erwarte.

So war es auch in der That; und er wartete auf keinen Anderen, als auf seinen neuen Bekannten, den Grafen von Cartentierce, der ihm, wie wir gesehen, einen Besuch für diesen Tag zugesagt hatte.

Es schlug drei Uhr Nachmittags von dem Thurme der Nicolai-Kirche, und das Glockenspiel der Parochialkirche begleitete mit seinen monotonen Klängen den Schlag, als der Schuhmacher, nachdem er wieder forschend nach der Spandauerstraße hinabgeblickt, das in den Händen habende Blatt zusammenfaltete, und ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht flog.

„Ich wußte, daß er Wort halten würde;" sagte er halblaut zu sich selbst. — „Mögen die Andern auch reden, was sie wollen. — Es ist ein so chesser*) Junge wie ich je einen gefunden, oder ich müßte keine Augen im Kopf haben."

Dieses übersprudelnde Lob galt dem Grafen von Cartentierce, der in der That in diesem Augenblick um die Ecke bog, und sich ihm mit schnellen Schritten näherte.

Nachdem nämlich Cartentierce in der verwichenen Nacht glücklich seine Wohnung erreicht, und um jede üble Folge zu verhindern, die empfangene Kopfwunde noch einmal mit frischem Wasser gewaschen und verbunden hatte, war er in einen so tiefen und festen Schlaf versunken, als die Ermüdung einer längeren Reise, verbunden mit einem so aufregenden Abenteuer nur immer hervorbringen konnte. Der Tag war daher schon ziemlich weit vorgeschritten, als er erwachte, und zu seinem nicht geringen Staunen sah er, als er die Augen aufschlug, Davernay neben sich sitzen, emsig damit beschäftigt, eine von des Grafen Nachtmützen, die er zerschnitten, in kleine

*) kluger.

Fädchen zu zupfen, während auf dem Nachttische, ein geöffnetes Mahagony Kistchen, mit allerhand sonderbar aussehenden Instrumenten gefüllt, stand.

„Aber in aller Welt, was machen Sie da, Vicomte mit meiner Nachtmütze!“ rief er, nachdem er eine Zeit lang verwundert dies merkwürdige Treiben beobachtet.

Davernay blickte auf.

„Ah, Sie sind erwacht, mein theurer Freund,“ entgegnete Jener; „Gott sei Dank, es ist nicht gefährlich mit Ihnen! — Aber was hat's gegeben? — Ich stehe auf, sehe Sie im Bett liegen, blutig, mit verbundenem Kopf, denken Sie meinen Schreck, — doch ein Soldat hat sein Verband-Zeug immer bei sich. — Nur an Charpie fehlte es mir und da habe ich einer Ihrer Nachtmützen genommen. — Halten Sie sich ruhig lieber Graf, erst will ich den Verband auflegen und dann erzählen Sie mir Ihr Abenteuer. — Ich brenne vor Begierde! — Mein Gott, was Sie doch für ein glücklicher Mensch sind. Eine Nacht in Berlin und schon verwundet. Ich will nur hoffen, daß es von Bedeutung ist — nämlich das Abenteuer — nicht die Wunde. — Nun lassen Sie 'mal sehen!“

Der Vicomte hatte, während er so sprach, die auf seinem Schlafrock umherliegenden Fädchen mit der größten Sorgsamkeit gesammelt, und wollte sich dem Freunde nähern, als dieser sich bereits aufgerichtet hatte und mit einem Sprunge aus dem Bette war.

„Diesmal ist Ihre freundliche Hülfe überflüssig, Vicomte,“ sagte er lächelnd. „Ich habe mir bei einem Fall den Hinterkopf verletzt, aber so unbedeutend, daß ich wahrhaftig nicht daran gedacht hätte, wenn Sie mich nicht daran erinnert, und nicht dieses Tuch hier gewesen wäre. Was aber mein Abenteuer anbetrifft, so will ich Ihnen das beim Frühstück ausführlicher erzählen.“

Glücklicherweise für die Ungeduld des Vicomte, war dieser Zeitpunkt nicht allzufern, und mit staunendem Gesichte hörte

Davernay die Erzählung dessen, was Cartentierce am verwichenen Abend wiederfahren war.

„Und ich lag indessen und schlief!“ mit diesem schmerzlichen Ausrufe unterbrach er von Zeit zu Zeit den Erzähler; als aber dieser seinen Bericht geendet, ergriff er ungestüm dessen Hand, seine Augen glänzten vor Aufregung: „mein Gott, Cartentierce,“ sagte er mit einer Art von Besorgniß; „Sie werden doch diese köstliche Bekanntschaft fortsetzen und diesen Schuhmacher besuchen? Sie führen mich bei ihm ein, die beiden anderen Schufte sind wahrscheinlich auch da, vielleicht noch Mehre, unsere Bekanntschaft dehnt sich weiter aus, wir organisiren diese Leute, wir bilden eine Freicompagnie, Sie der Hauptmann, ich Ihr Lieutenant, — es ist köstlich, köstlich!“

Der Graf brach bei diesen so rasch aufeinander folgenden Vorschlägen des lustigen Vicomte in ein lautes Gelächter aus, worauf Davernay sogleich sehr ernst wurde, und dann ebenfalls aus vollem Herzen in diesen Ausbruch von Fröhlichkeit einstimmte.

Nachdem so Beide eine Zeit lang ihrer guten Laune den Zügel hatten schießen lassen, wurden sie ernsthafter und beschlossen, zunächst zu überlegen, was nun zuvörderst gethan werden müsse.

Einen Augenblick hatte Cartentierce die Meinung geäußert, ob es nicht besser gethan sei, diese Verbrecher, welche ein Zufall entdeckt, der Polizei zu übergeben; aber was konnte er gegen die siegende Beredsamkeit Davernay's aufbringen. „Ihr früherer Agent hat mit Hülfe der Behörden Ihre Familie nicht ausfindig machen können,“ sagte er; „auch uns wird es nicht gelingen unseren Zweck zu erreichen, wenn wir nicht unsere Absicht in das tiefste Geheimniß hüllen. — Wenn der Bruder Ihrer Frau Gemalin unsere Absicht erfährt — und wer weiß, was ihm daran liegen mag, dieselbe zu vereiteln, — so dürfte unser Plan gewiß scheitern. Nein Graf, lassen Sie uns lieber diese Leute zu unseren Zwecken benutzen, vielleicht gelingt es uns, durch sie eher an's Ziel zu kommen, als auf anderem Wege.

— Und dann, was wollen Sie? — Sie wollen diese Menschen dem Gericht übergeben, gut; aber welche Zeugen, welche Beweismittel haben Sie? — und mich sollte es außerdem wundern, wenn Sie bei Ihren philantropischen Ansichten das Gefängniß als einen Ort der Besserung ansehen. — Nein, noch einmal, ich sage Ihnen, wir können sehr froh sein, diese Bekanntschaft gemacht zu haben, sie wird uns dienlich sein und wir werden vielleicht Gelegenheit haben, Verbrechen zu verhüten und Menschen auf eine andere Weise der Gesellschaft wieder zu geben, als dies durch die Zuchtruthe des Gesetzes möglich ist."

Zugleich bestand auch der Vicomte darauf, seinen Freund ohne Umstände zu begleiten und sich dem Schuhmacher vorzustellen, dessen Bekanntschaft zu machen er vor Begierde brannte; aber Cartentierce wies diesen Vorschlag zurück, da die Ankunft eines Fremden leicht Argwohn erregen konnte. Er versprach dagegen, daß er Davernay's Besuch vorbereiten, und ihn dann mitnehmen wolle; während dessen aber solle Dieser Nachrichten über den Banquier, den Bruder Rebecca's einziehen, und wo möglich die Art und Weise überdenken, wie es ihm gelingen möchte, Zutritt in dem Hause desselben zu erhalten.

Da es ziemlich spät geworden war, bevor sie diese Verabredungen beendet, blieb ihnen wenig Zeit übrig, und nachdem Beide ihr Mittagessen in ihrem Zimmer eingenommen, um dasselbe schneller beenden zu können, machte sich Cartentierce fertig, seinen sonderbaren Besuch abzustatten.

Als er, welcher Berlin noch ziemlich genau von seinem früheren Aufenthalt her kannte, um die Ecke jener Gasse bog, sah er vor sich zwei feingekleidete Damen denselben schmutzigen Weg einschlagen. Es nahm ihn dies mit Recht Wunder, und mit leicht verzeihlicher Neugierde, beschleunigte er seine Schritte, um diese Damen auch von vorn zu betrachten. Als er flüchtig bei ihnen vorbeistreifte, und sich umblickte, sah auch ihn die Aeltere der beiden Frauenzimmer an. Ein

dickes, aufgedunsenes Gesicht, auf welchem Spuren früherer Schönheit zurückgeblieben waren, das aber dabei aus seinen kleinen Augen Frechheit, sogar Gemeinheit verrieth.

Dies Gesicht war Cartentierce bekannt; er sah dies auf den ersten Blick, ohne sich jedoch erinnern zu können, wo er es früher gesehn aber in einer so unwillkührlichen Bewegung, wie dieselbe uns häufig vorkommt, zog er den Hut ab und grüßte. Beide Damen dankten, während Jener schnell vorüber ging und auch dem Laden des Schuhmachers vorbeieilte, weil er nicht vor den Blicken Jener in dieses düstre Gewölbe treten wollte, wo ihn Leberecht erwartete.

Dieser, welcher das Grüßen seines neuen Bekannten gesehen hatte, denn er war in der Thür stehen geblieben, schien die Ansicht desselben vollständig zu theilen, denn er blinzelte blos ein klein wenig mit den Augen, um sich mit dieser Vorsicht einverstanden zu erklären, ohne auf eine andere Weise seine Bekanntschaft mit dem Vorübergehenden zu verrathen.

Dieser eilte bis zum Ende des Gäßchens, bog in die Judenstraße ein und trat in die Thür eines offenstehenden Hauses, um jene Damen vorüber zu lassen.

Als diese gleichfalls in der Judenstraße erschienen, gingen sie bei dem Grafen vorüber, quer über den Damm, und traten in ein auf der anderen Seite der Straße liegendes Haus. Eine Frau, die, im ersten Stockwerk dieses Hauses aus dem Fenster sehend, Jene erwartet zu haben schien, nickte ihnen zu und verschwand dann bei ihrem Eintritt.

„Mein Gott, wer ist diese Frau?“ sagte Cartentierce nachdenklich zu sich selbst, als beide in den Hausflur getreten waren; — ich muß sie kennen. Aber wo habe ich Sie gesehen? In Paris? — Nein. — In Warschau. — Ich könnte mich nicht besinnen. — — — Ah — jetzt fällt's mir ein; — wahrhaftig, sie ist es. — Aber wie verändert!“

Der Leser erinnert sich vielleicht, daß wir vorher erwähnten, wie Cartentierce bei seinem früheren Aufenthalte in Berlin, ein Kaffeehaus untergeordneten Ranges, eine sogenannte Bürgertabagie zu besuchen pflegte, und die Wirthin derselben gemalt hatte. Diese war mit der Frau, welche er begegnet, ein und dieselbe Person; er erinnerte sich jetzt deutlich dieser Züge, die er auf Leinwand übertragen, wenn sie auch durch das Alter eine sehr bedeutende Veränderung erlitten hatten.

„Und die Jüngere ist wahrscheinlich ihre Tochter," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort; „dieses kleine, niedliche Mädchen, mit dem blonden Köpfchen, dem ich immer Bonbons und Confitüren mitbrachte. — Wie hieß sie doch! — Ich glaube Henriette. — Ja, ja, ich entsinne mich jetzt genau. — Ein merkwürdiges Zusammentreffen! — Ob sie mich nicht wieder erkannt haben mag? Indessen will ich einmal hingehn, wenn sie noch das Geschäft haben. — Aber jetzt zu meinem neuen Freunde!"

Mit diesen Worten kehrte er nach der Gasse zurück; an der Ecke angekommen sah er sich noch einmal nach dem Hause um, in welches Jene hineingegangen waren, aber statt der Damen, sah er zu seiner nicht geringen Verwunderung denselben jungen Mann, den er gestern auf der Eisenbahn im Waggon getroffen, — er konnte sich nicht irren, — in dies schäbig aussehende Gebäude eintreten.

„Es scheint, als ob meine Bekannte sämmtlich an diesem Punkt zusammentreffen," sagte er zu sich selbst. — „Ich möchte fast glauben, daß dieser Herr in irgend einer Beziehung zu den beiden Frauen stehen mag. — Seltsam, in der That!"

Er hatte während dieses abgebrochenen Selbstgespräches wieder den Laden des Schuhmachers erreicht; dieser, — Gottlieb Leberecht nämlich, — stand noch immer vor der Thür, und Cartentierce schlüpfte in den Laden hinein!

„Guten Tag."

„Guten Tag, Landsmann," entgegnete der Schuhmacher, in die dargebotene Hand des Grafen einschlagend, während er ihn tiefer in dies schmale, dunkle, übelriechende Gewölbe führte, dessen Wände zu beiden Seiten dicht voll der vorher angedeuteten Waare hingen. — „Guten Tag, Landsmann, — hast Dich vorher geschämt bei Deinem Freunde einzutreten, als es die beiden Frauenzimmer sahen. — Still, keine Entschuldigung, mein Junge, Du hast ganz Recht gehabt. Vorsicht ist überall gut. — Eine hübsche Person die jüngste. Ja, ja, Du hast Geschmack in diesen Sachen, nun Du wirst ja meine Frau sehen; zwar nicht mehr jung, aber Spuren ehemaliger Schönheit, sehr viel Spuren!"

Cartentierce erwiederte natürlich, daß es ihm sehr schmeichelhaft sein würde, diese Spuren zu sehen und zu begrüßen, worauf der Schuhmacher ihn ersuchte, einen Augenblick Platz zu nehmen, und zugleich einen alten Polsterstuhl mit zerrissenem Ueberzuge, auf welchem seine Kunden sich setzten, wenn sie Schuh oder Stiefel anpaßten, herbeibrachte, so daß der Graf Muße genug gehabt hätte, seinen Aufenthaltsort genau zu mustern, wenn sonst etwas Besonderes daran gewesen wäre. Dies war indessen nicht der Fall. Dieser Laden war wie gesagt, ein sehr langes und schmales Gemach, eigentlich nur eine Art von Gang oder Corridor, in dessen Hintergrunde eine mit altem Papier verklebte Thür zu der Wohnung des Schuhmachers führte. Ein niedriger, bei den Schuhmachern gebräuchlicher Arbeitstisch, ein dreibeiniger Schemel ohne Lehne und der Stuhl auf welchem Cartentierce saß, bildeten mit drei oder vier Stiefelknechten — und jeder Leser, der einmal in einem **Chambre-garni** gewohnt hat, wird wissen, welch' ein wichtiges Stück ein Stiefelknecht ist — dies Meublement des Ladens, der theils durch das wenige Tages-Licht, welches durch die offenstehende Thür hereinfiel, theils durch den trüben Schein einer kleinen Oellampe, der eine große Glaskugel als Reflector diente erleuchtet wurde.

Während der Graf diese Bemerkungen machte, hatte der Schuhmacher die Hinterthür des Ladens geöffnet und einige Worte hinausgerufen, die Jener indessen nicht verstand. Wenige Minuten nachher trat aber, zu nicht geringem Staunen Cartentierce's, der kleine bucklige Knabe herein, den er gestern in der Karlstraße gesehen.

„Ich habe Dir noch nicht gesagt, daß dies mein Lehrbursche ist;" sprach der Schuhmacher, dem Knaben freundschaftlich auf den Rücken, oder vielmehr — und zwar im eigentlichsten Sinne — auf den Buckel klopfend. „Es ist ein arbeitsamer, fleißiger Junge, und ich habe mich seiner angenommen. Er ist übrigens von sehr guter Familie. Sein Vater sitzt jetzt wegen einer Kleinigkeit in Spandau, hat zehn Jahr gehabt, und wird in diesen Tagen loskommen, Du sollst ihn kennen lernen, ein prächtiger Kerl; sein Großvater ist auch in seinem Beruf gestorben, er wurde in Warschau gerädert, weil er einen alten Herrn und dessen Haushälterin den Kopf — —"

Hier wurde der Schuhmacher in der Mitte seiner historischen Erinnerungen durch den gellenden Ruf einer weiblichen Stimme unterbrochen, die aus jener Gegend herzukommen schien, die man gewöhnlich als den Aufenthaltsort der Engel bezeichnet, nämlich aus der Decke des Zimmers, und als Cartentierce verwundert zu derselben hinaufblickte, gewahrte er ein zirkelrundes Loch, etwa von der Größe eines Thalerstücks, durch welches ein etwas helleres Licht in das düstre Gewölbe fiel. Dies Licht verschwand indessen fast zu gleicher Zeit mit dem Tone jener Stimme, die auf eine etwas heftige — und für einen Engel somit unpassende Weise gefragt hatte, ob denn der fremde Herr ewig in diesem schmierigen Loche bleiben und nicht in das Wohnzimmer hinaufgeführt werden sollte.

„Es ist meine Frau gewesen," erklärte der Schuhmacher dies seltsame Phänomen. „Sie hat wahrscheinlich durch das Sprachrohr Deine Ankunft gehört und ist ungeduldig geworden. — Nicht wahr eine hübsche Erfindung das!"

Er setzte ihm zugleich noch weitläuftiger auseinander, wie mannigfache Vortheile dieses von dem Fußboden seines Wohnzimmers ausgehende Loch gewähre, da man von oben herab, Alles was unten vorgehe, genau sehen und hören könne, während dieses Loch von einem Fußteppich verdeckt sei; und selbst wenn es Jemand fände, er es nur für ein zufällig in der Diele befindliches, sogenanntes Astloch halten würde, welches nichts destoweniger, besonders bei einer unvermutheten, polizeilichen Haussuchung von der höchsten Wichtigkeit sei.

Während dieses Gespräches hatte er jedoch nicht verfehlt, dem kleinen Buckligen einige besondere Instructionen, Betreffs der Bewachung des Ladens zu geben, unter denen besonders das Gebot hervorgehoben und mit der Androhung vor sehr vielen Ohrfeigen, Prügeln mit dem Knieriem, und anderen Martern noch geschärft wurde, die Branntweinflasche unberührt zu lassen und keinen Taback zu rauchen; worauf der Knabe sehr demüthig Gehorsam versprach und, nachdem er allein war, sich einen Cigarrenstummel ansteckte, ein ziemlich großes Spitzglas Kümmel einschenkte, und sich behaglich an den Eingang des Ladens hinsetzte, wo er von dem in der Decke befindlichen Observatorium aus nicht bemerkt werden konnte.

X.

Die Frau des Schumachers.

Es war eine schmale, halsbrechende, morsche, knarrende Treppe, vielmehr eine Leiter oder Hühnersteige, welche zu der Wohnung des Schuhmachers emporführte. Ein Haufe Müll und Kehrigt, der unter derselben lag und einen ungedielten, feuchten Raum von vielleicht vier Quadratfuß, welcher eine Art von Flur bildete, fast gänzlich ausfüllte, verbreitete einen Geruch an den man sich erst gewöhnt haben mußte, wenn man längere Zeit an diesem Orte verweilen wollte, als dazu erforderlich war, besagte Treppe zu erklimmen, die oben durch eine Art von Fallthür verschlossen wurde. Diese Thür stand indessen offen und nur durch das hereindringende Licht unterstützt, wurde es dem Grafen möglich, ohne weitern Unfall das Ende der Treppe zu erreichen, wo bereits die Dame wartete.

Und dies war keine unsrer modernen, zerbrechlichen, schnürleibsgepreßten, bleichwangigen Frauen, das war vielmehr noch eine jener altdeutschen Damen, wie sie schon Tacitus beschreibt, bloudhaarig, groß, rüstig, Gesundheit und Kraft athmend. — Außerdem athmete sie aber, wie Cartentierce zu bemerken glaubte, noch etwas Anderes, und zwar Wachholderbranntwein, wie sich auch bald genug

herausstellte, als er in das Zimmer trat, und sie ihm nach den ersten Complimenten ein Glas dieses Getränkes anbot; „denn," sagte sie mit zwei schelmischen Gruben — wir würden zu sehr von der Wahrheit abweichen, brauchten wir das Wort Grübchen — auf den Wangen: „der Wachholder darf in meinem Hause nicht alle werden; es ist ein sehr gesundes Getränk, ist es, und ich ich bin es von Jugend auf gewöhnt, denn sie müssen mich nicht für eine Berlinerin halten, mein Herr, nein, ich bin eine geborne Holländerin, bin ich, wie sie vielleicht sehen können noch aus meinem Kostüm."

Dieses Costüm war in der That originell genug.

Es bestand aus einem Rock von gelbem, großgeblümten Gingham, etwa nach Art jener Zeuge gemustert, mit denen man Meubles zu überziehen pflegt; hierzu kam ein Spenzer von schwarzem Sammetmanchester, mit kurzen Aermeln und sehr vielen kleinen Knöpfen von Bronze besetzt. Ihre Füße steckten in Pantoffeln von rothem Saffian, Pantoffeln von so merkwürdiger Größe, daß ein geschickter Schlag mit einem derselben hinreichend gewesen sein würde, einen Ochsen zu Boden zu werfen. Ein in der That sehr merkwürdiger Theil dieses Anzuges, der ihn gewissermaaßen erst vervollständigte, war noch ein dreieckiges Stück vergoldetes Silberblech, welches die gute Frau vor der Stirn trug, wie eine Art von Diadem und welches nach hinten zu durch eine Kette von sehr blankgeputzter Komposition befestigt war.

Auf solche Weise herausgeputzt, glich die gute Frau wirklich auf ein Haar, nur im vergrößertem Maaßstabe, jenen Mädchen, die man ehemals häufiger, als jetzt auf den Messen und Jahrmärkten fand, um sogenannte Waffeln feil zu bieten, ein Gebäck, das dem Leser wohl hinlänglich bekannt sein möchte, als daß noch eine Erklärung nothwendig wäre. Wirklich hatte sie auch in ihrer Jugend eine solche Carriere durchgemacht, und war auf ihren Streifereien endlich nach Berlin gekommen. Ein Diebstahl,

den sie bei einem Herrn verübt, der sich in ihre koloſſale Geſtalt verliebt haben mochte, hatte ſie in's Zuchthaus, oder, wie ſich ihr Gemal kunſtgerecht ausdrückte, über'n Berg gebracht. Ein zweiter, ähnlicher Verſtoß gegen das ſiebente Gebot hatte eine bedeutend längere, ähnliche Strafe zur Folge, doch als ſie nach ihrer Entlaſſung über die Grenze gebracht werden ſollte, war es der Schuhmacher, welcher dies nützliche Individuum dem Staate erhielt. — Er hatte ſie — wo baut Amor nicht ſeinen Altar — im Unterſuchungsarreſte kennen gelernt. Beide hatten ſich ewige Treue gelobt, und nach ſeiner vorläufigen Freiſprechung und ihrer Entlaſſung aus der Strafanſtalt hatte er ſie heimgeführt.

So war die Frau Magdalene, Johanna, Ulrike Leberecht; von ihrem Manne auch ſchlechtweg Riekchen, oder, wenn er von ihr ſprach, „meine Alte„ genannt.

Der Graf, während er dieſe Bemerkungen machte, war indeſſen mit etwas indiscreter Neugierde darauf bedacht geweſen, auch die beſagten Spuren in dem fleiſchigen, Branntwein gefärbten Geſicht der Dame aufzufinden; ein Blick ſagte ihm indeſſen, daß Madame Leberecht ſelbſt durchaus nicht der Meinung ihres Mannes ſei, ſondern vielmehr in der Ueberzeugung lebe, wie ihre Reize ſich noch ſo gut conſervirt hätten, daß jenes Wort überall, nur nicht hier, am rechten Fleck ſei. Der graziöſe Blick, mit welchem ſie Jenen zum Sitzen einlud, die Handbewegung, mit welcher ſie auf den Sopha deutete, ſprachen laut genug für dieſe Anſicht.

Nach den erſten, formellen Begrüßungen, die einem ſolchen Beſuche vorangehen, hatte ſich Cartentierce auf den Sopha niedergelaſſen; die Hausfrau zündete den Docht einer Spirituslampe an, die unter einer großen, gelben Kaffeemaſchine ſtand, und ſchenkte dann die Taſſen voll, während ſie neben dem Gaſte Platz nahm, ſo daß das Ganze ſo weit recht behaglich ausſah, denn das Zimmer war freundlich meublirt, etwa wie bei einem wohlhabenden Bürger.

Die blank polirten, birkenen Schränke, Kommoden und Stühle, der weißgescheuerte Fußboden, der dicke Kachelofen, der eine so angenehme Wärme verbreitete, daß das Eis von den Fenstern heruntergemußt hätte, wäre es außen auch noch einmal so kalt gewesen, — Alles dies deutete auf eine Gemüthlichkeit hin, die man in der That nicht bei diesen Leuten erwartet haben sollte, Leuten, denen dennoch dies eine fehlte, was die ärmliche Strohhütte zu einem beneidenswertheren Aufenthalt macht, als den üppigsten Pallast; — das gute Gewissen!

Der Mensch indessen gewöhnt sich an Alles; er gewöhnt sich sogar an das Verbrechen, und diese Gewohnheit, wenn sie auch nicht jenes Gefühl, welches wir das Gewissen nennen, tödten kann, so drückt sie dasselbe doch in den Hintergrund zurück und macht uns taub und gleichgiltig gegen die Stimme desselben.

So war es auch hier.

Man hätte glauben sollen, daß ein Mann, wie der Schuhmacher, ein Mann, der Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, in steter Furcht gelebt haben müsse, den Arm des Gerichtes nach sich ausstrecken zu sehen; aber da war gerade das Gegentheil. Daran gewöhnt, dem Gesetze Hohn zu sprechen, in der Sünde ergraut, trieb er seine Beschäftigung mit einer Ruhe und Gleichgiltigkeit, wie der Bürger sein Handwerk. Er vergaß nie, vor dem Schlafengehen sein Vaterunser zu beten, und wenn er bis zu der Bitte des täglichen Brodtes gekommen war, dachte er an irgend einen zu begehenden Diebstahl, wenn er überhaupt etwas dachte und wenn dies Gebet etwas Anders, als eine bloße, mechanisch gesprochene Formel war.

Man hätte außerdem die Unterhaltung dieses Mannes hören sollen!

Da kamen erst die Gespräche über Politik, über Theater und Kunst, über das schlechte Wetter und über die schlechte Zeit, wie Alles der Concurrenz unterliege, und wenn ein ehrlicher Kerl einmal

etwas Ordentliches unternehmen wolle, müsse er keine Zeit verlieren, sonst käme ihm ein Anderer zuvor; wie es ihm erst vor wenigen Wochen ergangen, wo er einen Ladendiebstahl beabsichtigte, und in der Nacht vor der, welche er zur Ausführung bestimmt, hatten Andere das Geschäft gemacht.

Die Erwähnung dieses Verlustes machte den Schuhmacher so wüthend, daß er mit der geballten Faust auf den Tisch schlug und einen fürchterlichen Fluch ausstieß, worauf ihn seine Frau tröstete und ermahnte, doch nicht solche Reden zu führen, und ihn endlich darauf hinwies, daß der liebe Gott ihn schon wieder auf andere Weise dafür entschädigen werde.

„Und er hat es ja auch schon gethan," schloß sie ihre Rede; „indem er dir diesen Herrn zuführte, der gewiß Segen in unser Haus bringen wird; obwohl ich es nicht recht begreifen kann, wie ein so hübscher, wohlgebildeter Mann — und bei diesen Worten sah sie den Grafen mit einer Art von Vorwurf an und schlug dann die Augen nieder, als ob der Gegenstand ihr weibliches Zartgefühl verletze — ich sage, wie ein solcher Mann Gefallen an einem solchen Mädchen finden kann, wie die, welche Sie gestern besuchten; ich sollte meinen, da gäbe es noch Andere." Sie schlug die Augen noch tiefer nieder und spielte verlegen mit ihrem Schürzenbande.

„Das kannst Du nicht beurtheilen, Riekchen," nahm ihr Gemal das Wort; „wir Männer folgen unserer augenblicklichen Laune, mag sie auch noch so sonderbar sein, und ich könnte Dir eine Geschichte erzählen, wie ein junger Mann — —"

„Gottlieb!" rief Madame Leberecht entrüstet aufstehend; „ich bitte, keine Zweideutigkeiten in meiner Gegenwart, bitte ich; keine dieser Geschichten; — Du weißt, mein Ohr verträgt das nicht."

Dann setzte sie sich wieder hin und klappte spielend mit den Absätzen ihres Pantoffels gegen die Diele, worauf der Schuhmacher

ein sehr ernsthaftes Gesicht machte und nach einem minutenlangen Schweigen das Gespräch wieder auf das Geschäft lenkte.

„Ja, Ja," fuhr er endlich fort; eine schlechte Zeit, die jetzige. — Die Hauptsache macht, daß kein Geld unter den Leuten ist, kein baares Geld; — und das ist das Traurige. Eisenbahnaktien, auch hin und wieder Staatspapiere, die findet man wohl, aber weiter nichts. — Ach die Eisenbahnen haben einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Geschäft geübt. — Ich habe nie ein Staatspapier angerührt, mein Junge: — nie in meinem Leben, es ist das Unüberlegteste, Dümmste, was man thun kann. Das steht gleich andern Tag's an allen Ecken, groß und breit, und schon mancher brave Kerl hat sich durch so ein verdammtes Papier in's Unglück gebracht. Da ist der Vater des Buckligen, der sich nur dadurch hineingeritten hat; aber 's ist seine eigene Schuld, ich hab's ihm oft genug gesagt. Wir haben sogar einmal deshalb Streit gehabt, das einzige Mal, daß wir uns erzürnten. Ich weiß es noch wie heute. Wir hatten ein Geschäft in der Jägerstraße gemacht, eine ganz einfache Sache, — ich glaube, es sind jetzt zwölf oder dreizehn Jahre her."

„Zwölf bis dreizehn Jahr! — In der Jägerstraße!" schrie der Graf.

Der Schuhmacher sah ihn der Heftigkeit wegen, mit welchen er diese Worte ausstieß, verwundert an.

„Ja wohl in der Jägerstraße," fuhr er fort. — „Was ist da Merkwürdiges? Es war sogar ein sehr gutes Geschäft."

„Weiter Mann, — erzähle weiter, — hörst Du nicht?" sagte Cartentiere dringend.

Diese augenscheinliche Begierde etwas Näheres über einen, an sich so unbedeutend scheinenden Vorfall zu erfahren, hatte für den Schuhmacher, selbst da sie von einem Kameraden ausging, etwas Verdächtiges, und er zögerte eine Zeitlang, bevor er mürrisch antwortete:

Ich weiß nicht, was Dich dabei so interessirt. — Es war eine einzelne, junge Frau mit zwei Kindern, das Dienstmädchen war mit dabei; sie öffnete uns die Hausthür, — höchst einfache und gefahrlose Sache das."

„Weißt Du noch die Nummer des Hauses!"

„Nein, ich habe sie vergessen; man hat ja mehr zu denken als solche Lumperei. — Nun, wie schmeckt Dir der Kaffee. — Nicht wahr, eine schöne Bohne!"

Der Schuhmacher durch die Hast seines Kameraden aufmerksam und mißtrauisch gemacht, schien offenbar Willens, das Gespräch über diesen Gegenstand nicht länger fortsetzen zu wollen. Auch Gartentierce wurde dadurch an die Rolle erinnert, welche er hier spielte und die er offenbar beinahe vergessen hätte.

Aber seine Aufregung war so natürlich. — Seine Frau hatte vor dreizehn Jahren ebenfalls in der Jägerstraße gewohnt!

Hatte der Zufall, oder vielmehr ein höheres Walten ihn jetzt wirklich mit dem Manne zusammengeführt, dessen ruchlose Hand zunächst jenes trübe Schicksal veranlaßt, welches seine verlassenen Lieben getroffen. — Er schauderte; der Blick, mit welchem er den Schuhmacher ansah, hatte etwas unnatürlich Wildes, Drohendes.

Indessen gelang es ihm mit Aufbietung aller seiner Willenskraft, die sorglose, heitere Miene wieder anzunehmen, die er bis dahin gezeigt hatte. Auch der Schuhmacher vergaß endlich sein Mißtrauen, das durch diesen Vorfall erregt worden war, und begann zuletzt, sich ausführlicher über seine Pläne und Absichten für die Zukunft zu verbreiten.

Er setzte es dem Grafen weitläuftig auseinander, wie es ihm und seinen Kameraden schon sehr lange an Jemand gefehlt habe, der vermöge seines mehr genteelen Aeußern und seiner gebildeten Manieren an vielen Orten Zutritt erlangen könne, Gelegenheit zum Diebstahl auskund-

schaften, Wachsabdrücke von den zu eröffnenden Schlössern nehmen, mit einem Wort den Spion (in der Diebessprache Baldower) machen solle. Mit großer Zungenfertigkeit schilderte er die gefahrlosen Vortheile eines solchen Geschäftes, da der Graf nur zum Auskundschaften, aber nicht bei der Ausführung gebraucht werden sollte, und endlich rückte er mit der Frage heraus, ob Cartentierce bereits einen Vorschlag machen könne, da gerade Zeit genug übrig sei und man die günstige Jahreszeit nicht ungenützt verstreichen lassen dürfte.

Der Graf erwiederte nun zwar, daß ihm dieser Antrag sehr ehrenvoll sei, daß er sich Mühe geben wolle, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, doch bedauerte er von ganzem Herzen, nicht augenblicklich im Stande zu sein, einen Plan angeben zu können. Zugleich deutete er auch darauf hin, daß er noch einen Freund habe, einen Franzosen, der nothwendig mit in dies Geheimniß gezogen werden müsse, worauf der Schuhmacher zwar einwendete, daß es bei der Theilung immer besser sei, so wenig Theilnehmer als möglich zu haben, endlich aber seine Zustimmung mit der schmeichelhaften Bemerkung gab, wie es für ihn eine sehr große Ehre sein würde, auch diesen jungen Mann von Talent kennen zu lernen.

Die Dame Leberecht hatte während dieser Unterhaltung das Ihrige redlich dazu beigetragen, ihrem Gaste die Zeit zu verkürzen, indem sie ihn bald mit ihren großen, grauen Augen auf eine ganz eigenthümliche Weise anschielte, bald dieselben niederschlug, wenn Jener aufsah und dann sehr eifrig beschäftigt schien, die vielen Knöpfe an ihrem Mieder zu zählen, auch die geleerte Tasse ihres Gastes zum Ueberlaufen vollschenkte, worauf sie sich dann höflichst entschuldigte und hinzufügte, sie wisse gar nicht, woher es komme, daß sie heut so schrecklich zerstreut wäre, es müsse etwas einen Eindruck auf sie gemacht haben, ohne daß sie es sich erklären könnte; zwar habe sie sich vorher etwas über die Dreistigkeit eines jungen Menschen geärgert, der bei'm Vorübergehn auf eine schamlose Weise zu ihr, da sie am

Fenster saß, hinaufgeblinzelt hatte, aber das könne doch nicht die Ursache sein, sondern es müsse durchaus ein anderer geheimer Grund obwalten.

Natürlich sprach die gute Frau auch etwas gebrochen Polnisch, oder radebrechte wohl gar Französisch, da sie, wie sie wenigstens erzählte, aus Brüssel gebürtig war; und bei dieser Gelegenheit sei uns erlaubt, die oft durch Erfahrung bestätigte Bemerkung zu machen, wie durch ganz Deutschland unter der niederen Volksklasse keine andere fremde Sprache so häufig und so gewöhnlich gehört wird, als grade die polnische. Ueberall, selbst in den kleinsten Städten und Flecken finden sich mit seltenen Ausnahmen, einzelne Individuen, welche theils polnisch sprechen, theils diese Sprache verstehen. Mehrfache Ursachen mögen diesem Umstande zu Grunde liegen.

Zunächst sind viele Handwerker auf ihren Wanderungen in Polen gewesen, und haben wegen ihres dortigen Aufenthaltes Gelegenheit gehabt, die Landessprache mehr oder minder kennen zu lernen; ein zweiter Grund — und dieser geht besonders Preußen, und hier wieder Berlin an, ist das preußische Militairverhältniß. Ein sehr großer Theil der Garderegimenter rekrutirt sich aus der Provinz Posen und jährlich kommt eine große Zahl von Rekruten in Berlin an, die kaum wenige Worte deutsch sprechen; von diesen lernt theils eine, wenn auch geringe Zahl ihrer Kameraden, die polnische Sprache, theils bleibt ein großer Theil dieser Leute nach beendigter Dienstzeit in der Residenz zurück, um sich daselbst zu domiciliren, und es ist sehr natürlich, daß Frau und Kinder etwas von der Muttersprache des Hausvaters erlernen. Die Auswanderung der Bewohner von russisch Polen, besonders nach der letzten Revolution, gehört auch hieher, wenn dieser Grund vielleicht auch von allen der mindest wichtige ist. — So viel ist ist indessen gewiß, daß das Französische unter dem Volke weit weniger gesprochen wird, wenn wir auch Leute genug haben, die be-

sonders während der Feldzüge von 1814—15 lange Zeit in Frankreich gewesen sind.

Auf solche Weise wurde es auch der Hausfrau des Schuhmachers möglich, mit ihren geistreichen Bemerkungen die Unterhaltung der beiden Männer zu würzen, die indessen durch das allmälige Eintreten der Finsterniß und die Aufforderung Leberechts an seine Frau, die Lampe anzuzünden, einige Unterbrechung erlitt.

In diesem Augenblick hörte man unten die Hinterthür des Ladens öffnen, und die Stimme des kleinen Buckligen sehr heser hinauf schreien:

„Meister! Meister! Kommen Sie 'runter; — es ist Jemand da."

Auf diesen Ruf stand Leberecht auf und blickte, sich zur Erde niederbeugend, durch das Loch in der Diele nach seinem Verkaufslokal hinab.

„Es ist die kleine Nachbarin von drüben, die Mairose;" sagte er aufstehend zu seiner Frau; dann öffnete er die nach dem Flur führende Thür und rief hinab: „Ich komme gleich!" Gieb man der Mamsell ein Paar Stiefel aus'm zweiten Fach links an der Ecke." Die von der Schwefelholz-Marie werden ihr passen. Ich kenne schon das Maaß."

„Schwefelholz-Marie?" sagte Cartentiere, dies Wort schwerfällig aussprechend; „mein Gott, das ist ein sehr merkwürdiger Name."

„Ganz einfach," entgegnete der Schuhmacher. „Wenn Du ein Berliner wärest, würde es Dir nicht auffallen; jeder Mensch kennt ja die Schwefelholz-Marie. — Sie ist eine meiner besten Kunden, denn sie braucht eine Menge Schuhzeug; aber natürlich feine Arbeit, nicht von mir; doch ich kaufe die alten Stiefel und Schuhe von ihr. Es ist ein hübsches Mädchen, wahrhaftig, — hat etwas von dem Gesichte meiner Frau, — früher war sie ganz arm, trieb sich auf der Straße umher und verkaufte Schwefelhölzer. Daher hat

sie den Namen bekommen; — jetzt ist sie eine vornehme Dame geworden — na du verstehst mich schon, was ich sagen will. — Man kann in Gegenwart der Frauen nicht so gerade herausſprechen; — man muß immer delikat sein. Nicht wahr?“

Cartentierce sagte, daß seine Gesinnungen in diesem Punkte vollkommen mit denen Leberechts übereinstimmten, und daß es sehr viele Dinge gäbe, die man allerdings nicht in Damengesellschaft äußern dürfe, wodurch er abermals bedeutend in der Achtung der Hausfrau stieg, die einige Worte über die Roheit und Unzartheit unserer jetzigen, verderbten Jugend hinzufügte. Dagegen fand sie diese Delikateſſe etwas zu weit getrieben, als Cartentierce erklärte, er wolle den Schuhmacher in den Laden hinab begleiten, da es jedenfalls unpassend wäre, mit einer Dame im Dunkeln allein zu bleiben; ja sie machte sogar eine beißende Anspielung, daß Jener vermuthlich auch gern diese kleine Rose sehen wollte, welcher Vorwurf ihn indessen völlig unverdient traf, da es in der That einzig und allein seine Absicht war, ein Tete a Tete zu vermeiden, welches ihn mit gewissen dunklen, grausenhaften Ideen erfüllte.

Er protestirte somit sehr ernstlich gegen eine derartige Beschuldigung, stieg aber während dieses Protestirens bereits mit dem Schuhmacher die Treppe hinab, so daß er mit demselben zugleich in dem Gewölbe ankam.

Da in diesem Laden, wenn es Außen noch eigentlich erst dämmerte, bereits völlige Finsterniß herrschte, hatte der kleine Bucklige eine runde, an drei Schnüren von der Decke herabhängende, sehr schmutzige Lampe angezündet, deren Schein durch einen Schirm von Blech auf eine nur geringe Ausdehnung concentrirt, den größten Theil des Gewölbes in dunkelem Schatten ließ, und nur den kleinen Raum, wo des Schuhmachers Arbeitstisch stand, erhellte, so daß diese in der That ganz eigenthümliche Beleuchtung, der düsteren Scenerie angemessen, einen um so interessanteren Anblick gewährte.

Sagten wir indessen, daß das Licht in diesem unheimlichen Lokale einzig von jener Lampe ausgegangen sei, so ist dies gewissermaßen falsch, denn da war noch das Gesicht dieser kleinen Maienrose selbst, so roth, so frisch, so lächelnd, so glänzend in unschuldsvoller, freudiger Reinheit, daß die dumpfigen Wände wieder zu glänzen schienen von diesem freundlichen Blick der offenen, lachenden Augen, daß die großen Stiefel ringsumher aussahen, wie eben so viel alte behagliche Herren, gemüthlich blinzelnd und einander zunickend, als wollten sie sich zu verstehen geben, wie sie ihre herzinnige Freude hätten an dem kleinen, allerliebsten Wesen, welches ihnen diesen Besuch abstattete.

Sie hatte den rechten Fuß, auf welchen sie den zu kaufenden Stiefel angezogen, auf den niedrigen Schemel des Schuhmachers gesetzt, um bei dem Schein der Lampe besser sehen zu können, ob auch dieser Stiefel für sie passe. Und auf welches Füßchen sollte er passen! Das war kein Fuß einer vornehmen Dame, schmal zusammengepreßt, nicht zum Gehen eingerichtet, mit schmerzendem Ballen und beschnittenen Hühneraugen, das war ein Füßchen, wie es nur immer die Mutter Natur geschaffen hat, rund, weich, elastisch und zart, so ein Füßchen, auf dem man nur tanzen kann und fröhlich sein, ein Füßchen, welches uns hinträgt durch's Leben, heiter und sorglos, Laster und Sünde meidend, ein Füßchen, welches den Ort heiligt, den es mit seiner leichten Berührung betritt.

Das junge Mädchen, welches die Frau des Schuhmachers mit jenem anmuthig klingenden Beinamen bezeichnet hatte, war fast noch ein Kind, denn sie mochte erst etwa fünfzehn bis sechzehn Jahr alt sein, obgleich die Ausbildung ihres Wuchses fast als vollendet angesehen werden konnte. Sie trug ein Kleid von schwarzem Kaisertuch, mit engen Aermeln, welches sie wahrscheinlich ebenfalls alt gekauft und für sich umgeändert hatte, daß es wunderhübsch zu ihrer zierlichen Figur paßte, ein langes bis an den Hals hinaufgehendes

Kleid und darüber einen kleinen, etwa zwei Finger breiten, sauber gekniffen Kragen von weißem Zeuge, so zierlich, so allerliebst unter dem kurzen, fadenscheinigen Mantel hervorguckend, daß man seine heimliche Freude darüber haben mußte.

So stand sie nun, die Stiefel anprobirend und Cartentierce stand auch still, als sein Blick auf sie fiel, und er hielt den Athem an, um sie nicht zu stören. Aber sie ließ sich gar nicht stören; nicht durch den Schuhmacher, nicht durch den fremden Mann, der mit ihm zugleich eintrat. Es fiel ihr gar nicht ein, daß das etwas Ungeziemendes sein könne, sich einen Stiefel anzupassen, es war das ja eine so einfache Sache, die einfachste von der Welt!

„Guten Abend, Meister;" sagte sie, ihr Köpfchen hebend, und ihm freundlich zunickend; „guten Abend. Da bin ich schon wieder in Eurem Laden; — die letzten Stiefel haben sehr schlecht gehalten."

Und hatte man je einen frischeren, helleren Ton gehört, als den Klang dieser silberreinen Stimme!

Das kam so frisch, so rein aus der Brust heraus, das paßte so hübsch zu den munteren, großen Augen, zu der klaren Stirn, zu den allerliebsten rothen Lippen. —

„Das ist wohl nicht gut möglich, Mamsell;" entgegnete der Schuhmacher. „Die Stiefeln waren ja noch ganz gut; — tüchtig ausgebessert. — Sie werden sie wohl sehr strap'zirt haben."

„Ach eigentlich wohl; ich hatte sehr weite Wege in diesen Tagen;" fuhr Maienrose fort. Da war ich dreimal in der vergangenen Woche im Thiergarten bei der Hofräthin, und das ist ein sehr weiter Weg, und dann bei dem Kaufmann in der Linienstraße, und bei — —"

Hier stockte sie, und ein düsterer, kummervoller Schatten flog über ihr hübsches Gesicht, sie fuhr leicht mit dem groben Aermel des Mantels über ihre Augen und ließ die Hand, in welcher sie den Schnürsenkel hielt, herabfallen.

„Mein Gott," dachte Cartentierce; „auch hier ist Kummer, — diese arme Kleine! — Was mag ihr fehlen?"

„Ach Sie meinen wegen Ihres Bruders, — na lassen Sie man gut sein; Jugend muß austoben, und Sie sollten ihn nur mir einmal herschicken, ich will ihm schon den Kopf zurecht setzen."

Der Graf lächelte unwillkürlich über den ernsten und originellen Ton, in welchem dieser Mann sprach.

In diesem Augenblick wurde die Gesellschaft in dem Gewölbe durch die Frau des Schuhmachers vermehrt, welche ebenfalls herabgekommen war, vielleicht, weil sie sich oben sehr einsam fühlte, oder aus einem andern Grunde, über den uns keine speziellere Kenntniß zugegangen ist; genug, sie war da, ehe man's sich versah und sagte:

„Guten Abend, Mairose."

„Guten Abend, Madame."

„Nun wie geht's Ihnen, meine Liebe; immer munter, immer lustig, immer fleißig? — Und was machen die Blumen?„

„Die wachsen prachtig, Madame; — besonders der schöne Epheutopf, den Sie mir neulich geschenkt haben. Ach, es ist etwas so hübsches, wenn der Schnee Außen liegt und die Fenster gefroren sind, daß man diese schönen, grünen Blätter sehen kann. Es giebt kein größeres Vergnügen, nicht wahr, Madame?"

„In Ihrem Alter freilich nicht, mein Kind;" entgegnete Jene mit dem Blick und Lächeln einer Weltdame; „doch bietet das Leben noch andere Schönheiten dar; z. B. die Liebe; dann ein Ballet zu sehen, oder die Kunstreiter, oder ein neues Stück im Königstädter; dann ein Kränzchen in einer geschlossenen Gesellschaft; dann die Erfüllung der Pflichten als Hausfrau und Gattin und noch sehr viel andere Schönheiten des Daseins."

„Ach ja, ich glaube, daß das Alles sehr schön sein muß; aber es ist auch so hübsch, diese frischen Blumen zu sehen, sie alle Morgen zu begießen und anzusehen, und das so vor Augen

zu haben, wie sie allmälig anfangen zu wachsen und zu blühen. Es ist wirklich sehr schön.

„Glückliche Unschuld," sagte Madame Leberecht mit einem tiefen Seufzer und sah Cartentierce an. — „Wirklich, sehr glücklich! Ich bin einst auch so gewesen, ich."

Das Gespräch über dies Thema, ein Thema das sich bekanntlich sehr weitläuftig und ausführlich behandeln läßt, wurde indessen hier durch die Bemerkung des jungen Mädchens, daß sie noch einen Gang nach der Poststraße hätte, und mit der Frage nach dem Preise der Stiefeln unterbrochen, worauf der Handel nach einigem Hin- und Herreden geschlossen wurde.

Dann entfernte sich die Kleine, ein freundliches „Gute Nacht" wünschend.

„Ein allerliebstes, kleines Ding;" sagte Cartentierce, als sie sich entfernt hatte.

„Sehr richtig, mein Herr, sehr richtig. — Ein kleines Ding, weiter nichts. Ding, — ja ja, das ist der richtige Ausdruck. — Ein allerliebstes, kleines Ding sage ich auch, sag' ich." — Madame Leberecht schien sich bei diesen Worten sehr erleichtert zu finden.

„Aber was ist sie? — Wer sind Ihre Eltern?"

„Es ist eine arme, blutarme Waise," nahm der Schuhmacher das Wort. „Sie geht außer dem Hause nähen, wohnt uns gegenüber, drüben vier Treppen hoch. Wir haben ihr den Namen Mairose gegeben, meine Frau und ich, weil sie immer ein paar Rosenstöckchen am Fenster stehen hat, und selbst so frisch und roth aussieht wie eine Rose. — Nicht wahr Riekchen?"

Madame Leberecht antwortete bejahend und fügte noch mehre Lobeserhebungen über das junge Mädchen hinzu, die allerdings ziemlich zweideutig aus diesem Munde klangen, dennoch aber ganz ernstlich gemeint waren, denn das Laster, wenn es sich in das Gewand der Tugend hüllt, ist mit Lobpreisungen Anderer selten kärglich und

sucht von dem Licht, in welches sie Diese stellt, einige Strahlen auf sich selbst fallen zu lassen.

Nachdem dann somit dieser Gegenstand ziemlich ausführlich abgehandelt war, und Madame Leberecht ein Langes und Breites über Unschuld, Sittsamkeit, Tanzkränzchen und Wurstpickenicks gesprochen hatte, fügte sie die Einladung hinzu, wieder in das Wohnzimmer hinaufzugehen und eine Tasse Thee zu trinken.

Diesen freundlichen Antrag lehnte indessen der Graf ab, vorschützend, daß er seinem Freunde versprochen habe, nach dem Theater zu gehen. Der Schuhmacher nickte ihm darauf freundlich und geheimnißvoll zu, als verstände er gar wohl, was damit gemeint sei, und gab noch einige gute Lehren und Vorsichtsmaaßregeln, die von verkleideten Polizeiofficianten handelten, welche schon manchen geschickten Torfdrucker*) erwischt, und in's Unglück gebracht hätten. Cartentierce dankte natürlich sehr artig, meinte aber mit der Sorglosigkeit der unbesonnenen Jugend, daß es mit ihm seine guten Wege habe und er sich schon hüten wolle; worauf Herr Leberecht dann kopfschüttelnd die Bemerkung machte, man könne nie vorsichtig genug sein, und Madame Leberecht mit einem leisen Schluchzen hinzufügte, daß es schrecklich wäre und sie es nicht überleben würde, wenn sie erführe, daß ihr junger Freund „abgefaßt" worden sei.

Durch diesen Beweis uneigennütziger Freundschaft schien der Graf ebenfalls sehr gerührt, er küßte sogar die Hand der Dame, ließ sich den Druck der knöchernen Finger des Schuhmachers gefallen, und trat dann vorsichtig hinaus auf die dunkle, schmutzige Straße.

Mit mannigfachen, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Gedanken beschäftigt, eilte er durch die enge Gasse der Judenstraße zu und bog dann nach der Königsstraße ein. —

*) Taschendieb.

Der Kopf schwindelte ihm fast von der Masse der Gedanken und Pläne, die sein Gehirn durchkreuzten. — War das wirklich seine Frau gewesen, die von diesem grauen Bösewicht zu Grunde gerichtet worden? Hier hatte er vielleicht eine Spur gefunden, die er mit dem äußersten Scharfsinn verfolgen mußte!

Aus diesen Gedanken wurde er durch den sehr lauten Klang einer weiblichen Stimme, die ihm bekannt vorkam, dicht neben ihm, geweckt. Er blickte auf und sah Mairose vor sich.

„Lassen Sie mich los, mein Herr; es ist sehr unanständig von Ihnen, ein Mädchen zu verfolgen, die ruhig ihren Weg geht."

Diese Worte richtete sie an einen großen Herrn mit dunklem Paletot, der neben ihr ging und sie mit Gewalt unter den Arm zu fassen suchte.

„Warum darf ich Dich denn nicht begleiten, Du kleiner Engel?" entgegnete indessen der Zudringliche; „ich bin der Baron von Bok, ein sehr reicher Mann; vielleicht suchst Du eine Condition, Du kannst bei mir Wirthschafterin werden, oder ich richte Dir ein Putzgeschäft ein, oder ich verschreibe Dir eine Leibrente von jährlich dreihundert Thalern."

Diese Art, einem unbekannten Mädchen auf der Straße Anträg zu machen, hatte etwas so Sonderbares und Belustigendes, daß der Graf beinahe laut aufgelacht hätte.

„Das Mädchen hat in der That recht," sagte er indessen vortretend, um Mairose in Schutz zu nehmen; „und Sie sollten sich schämen, als ein Mann von Bildung sich so zu betragen."

„Herr wer sind Sie?" schnaubte Jener, ohne indessen das Tuch der Mairose loszulassen. „Was gehe ich Ihnen an? — Wissen Sie wer ich bin? — Nein Sie wissen es nicht, sonst würden Sie das nicht wagen!"

„Sie sind ein ungezogener Mensch," erwiederte Cartentiere ruhig, das Tuch des Mädchens losmachend; worauf Mairose, ohne sich

nur umzusehen, verschüchtet und ängstlich davon lief. „Ein ungezogener, roher Mensch!“

„Was! Herr, das ist eine Injurie; — eine fiskalische noch dazu! Ich bin der Herr von Bok auf Bok'sau. Hier ist mein Wappen, da. Ein Bock im blauen Felde! — Eine sehr alte Familie die Böke, Herr — wissen Sie das — Herr.“

Er hielt dem Grafen bei diesen Worten seine rechte Hand hin, auf deren Daum er über einem weißen, waschledernen Handschuh einen großen, goldenen Siegelring trug, und deutete mit einem sehr dicken Rohrstock, den er in der andern Hand trug, auf das besagte, in den Stein des Ringes eingeschnittene Familienwappen.

„Sehen Sie den Bock, Herr? — Sie. — Sehen Sie den Bock, frage ich?“

Cartentierce schob ihn indessen halb lächelnd, halb zornig bei Seite. —

„Lassen Sie mich, Sie sind ein Narr,“ sagte er ärgerlich.

„Ein Narr! Eine zweite Injurie, wieder fiskalisch! — Du hast's gehört, Junge, Du bist Zeuge. Bist Du schon eingesegnet?

Diese Frage richtete er an einen zerlumpten Gassenbuben, der sich seitwärts hingestellt hatte, um diesem Wortwechsel zuzuhören.“

„Ne, noch nicht. Erst nächste Ostern, ich gehe noch bei'n Prediger;“ entgegnete der vorgeschlagene Zeuge.

„Dann freilich ist Dein Zeugniß nicht zureichend. — Halt, Sie bleiben hier mein Herr, Sie gehen nicht fort, ich muß wissen, was Sie sind. Ich verlasse Sie nicht. Ich hefte mich an Ihre Sohlen, wie Goethe so schön sagt. — Ja, mein Herr, ich bin kein roher Mensch, ich kenne die deutschen Dichter. — Ich hatte einen Hauslehrer in meiner Jugend.“

„Dieser Mann muß wahnsinnig sein,“ dachte Cartentierce; „es ist nicht möglich, daß sich Jemand so beträgt, der seine gesunde Vernunft beisammen hat. — Schon versammeln sich die Leute um

uns. — „Mein Herr, hier haben Sie meine Karte," sagte er endlich laut, dieselbe aus dem Portefeuille ziehend. — „Ich denke, ich habe nun dem genügt, was Sie als Ehrenmann von mir fordern können. Thun Sie was Ihnen beliebt und gehen Sie nöthigenfalls zum Teufel!"

Bei diesen Worten befreite er sich durch einen plötzlichen Ruck von der Hand des Lästigen, und während dieser über die neue Beleidigung empört, sich an die Umstehenden mit der Frage wendete, ob nicht Jemand da sei, der bei einer fiskalischen Untersuchung beschwören wolle, daß Jener gesagt, er möge sich zum Teufel scheeren, erreichte der Graf glücklich die Ecke der Königsstraße, und sich unter das Gedränge mischend, verschwand ihm jede Furcht, sich von seinem Verfolger eingeholt zu sehen.

XI.

Der Russe.

Es mochte etwa gegen zwei Uhr Mittags desselben Tages sein, da konnte man in dem Zimmer der Mutter Wegener, welches wir im ersten Abschnitt bereits genau beschrieben haben, eins jener fünf Betten sehen, welches, der späten Tageszeit ungeachtet, noch nicht geordnet war und zwar aus dem höchst einfachen Grunde, weil der Miether dieses Bettes noch darin lag, und mit dämisch trüben Augen in die Sonnenstrahlen blickte, die durch das abthauende Fenster in die Stube fielen. Nachdem der Langschläfer sich theils mit dieser geistreichen Beschäftigung, theils damit unterhalten hatte, die Zipfel seines Deckbettes in mannigfache, phantastische Gestaltungen zu formen, faßte er endlich die beiden Enden von der Kopflehne seines Bettgestells mit den Händen fest an, und versuchte dann, das entgegengesetzte Ende mit den Zehenspitzen zu erreichen. — Nachdem er auf diese Weise seinen Körper so viel als möglich in die Länge ausgedehnt, warf er plötzlich die Decke zur Seite und sprang auf. — Als er in Schlafrock und Pantoffeln gefahren, trat er vor den

Spiegel, um sich seine interessanten Gesichtszüge zu betrachten, interessant in der That, denn dieser Mensch war Niemand anders als der Russe.

„Ich sehe etwas angegriffen aus, auf Wort," sagte er zu sich selbst. — „Ja, ja man wird alt mit der Zeit. — Man muß sehen, wo man bleibt!"

Nach diesem kurzen Selbstgespräch ergriff er eine auf der Kommode liegende Bürste, und begann mit großem Eifer seinen Bart und sein Haar auszubürsten, ein sehr langes, struppiges, pferdeschweifähnliches Haar, das er nur mit großer Mühe in die von ihm gewünschte Ordnung bringen konnte. Dabei machte er manchmal eine Pause wie vor Erschöpfung, und beide Hände auf die Bürste, diese wieder auf die Kommode stützend, allerlei Bemerkungen, die sich über den Gegenstand verbreiteten, wie es am Besten gehen werde, eine kleine Frau in sich verliebt zu machen, die er sehr häufig an dem Fenster einer nah belegenen Parterre-Wohnung gesehen.

„Wenn Sie mich nur einmal sprechen gehört hätte," sagte er unter Anderem; „dann wäre sie gewiß mein. Es liegt in meinem Dialect so etwas Hinreißendes; man hört, daß ich ein Ausländer bin, — und die Frauen verlieben sich weit eher in einen Fremden. — Gewiß. — Es ist sehr merkwürdig, aber es ist wahr."

Er bemühte sich bei diesen Worten sehr langsam zu sprechen, und viele Worte falsch zu betonen, obschon er, wenn er wollte, sehr gut Deutsch sprach, aber er hielt diese Ausdrucksweise für naiv.

So fuhr er noch eine ganze Zeitlang fort, das Haar zu bürsten, sich auszuruhen, und seine anmuthige Stimme anzuhören, als plötzlich Tritte auf dem Flur hörbar wurden, und Arthur eintrat.

Der Russe erkannte in dem der Thür gegenüber hängenden Spiegel den Eintretenden, und ohne sich erst umzudrehen nickte er ihm zu:

„Guten Morgen, Baron!“

„Guten Morgen, Russe! — Ausgeschlafen?“

„Nicht so recht. — Hol der Henker die Sippschaft, die sich hier bei der Tante jetzt einquartiert hat; — man hat seine Ruhe nicht! — Der eine ist Stadtreisender für eine Cigarrenfabrik und steht schon um sieben Uhr auf, wichst seine Stiefeln in der Stube und macht einen Höllenlärm; dann der Abonnentensammler, und der Schauspieler, der im vergangenen Sommer in Steglitz gespielt hat, die studiren sich gegenseitig Reden ein; nachher der Privatsekretair und der Commissionair; — alles ist schon um acht Uhr aus dem Bett, — wahrhaftig ich will froh sein, wenn ich erst aus dieser Bude heraus bin.“

„Ach ja es ist eine dumme Geschichte, so krumm zu liegen.“

„Ja wohl, und noch dazu mit solchen Leuten, die kein anständiges Geschäft haben. Apropos, da fällt mir etwas ein. — Ich habe da neulich eine Vorladung gehabt, von der Sicherheitspolizei; man hatte mich denuncirt und ich sollte meinen Broderwerb nachweisen. Der Criminalcommissarius war ordentlich unangenehm und sagte, man kennte mich schon und ich wäre ein bloßer Abenteurer, weiter nichts. — Na, ich habe ihn schön zurecht gestoßen, ich sagte, daß ich ein Berliner Bürger wäre, daß ich meinen Unterhalt redlich erwerbe durch Privatunterricht in der russischen Sprache, und was dergleichen mehr war. — Ich soll nun eine Liste von den Personen einreichen, denen ich Stunden gebe. — Du stehst auch darauf Arthur. Ich habe gesagt, jeder bekommt drei Stunden wöchentlich, die Stunde acht Groschen; fünfzehn Bekannte habe ich angegeben, macht fünfzehn Thaler wöchentlich. Wenn der Sergeant zu Dir kommt, weißt Du, was Du zu sagen hast. — Hörst Du, vergiß es nicht.“

„Aber muß ich das auch nicht etwa beschwören?“ fragte Jener.

„Gott behüte! — Es ist eine ganze einfache Sache. Irgend

ein Polizist kommt zu Dir und fragt, sagen Sie, ist das richtig, daß Sie von dem Herrn und Soundso Unterricht empfangen, und was bezahlen Sie ihm für die Stunde? — Du antwortest, wie ich Dir gesagt habe; der gute Mann notirt es sich und diese Sache ist abgemacht. — Es wäre ja schrecklich, wenn es nicht auf solche Weise ginge! — Ich bin nun schon seit zehn Jahren in Berlin, bin mindestens fünfzehn Mal denuncirt gewesen, um einen Erwerb nachzuweisen; — aber man kann mir nichts anhaben. — Ich lache sie Alle aus!"

— Es ist in der That so, wie dieser Mensch sagte.

Eine Verläumdung wäre es, wollte man die Polizeibehörde Berlin's in diesem Punkte der Nachlässigkeit beschuldigen; — aber die Art und Weise, mit welcher sie mit diesem Verfahren zu Werke geht, ist nicht energisch, nicht durchgreifend genug. — Täglich ereignen sich dergleichen Fälle. Ein Mädchen, welches aus der Provinz, oder einem anderen Lande hier ankommt, und die Schande ihrer Prostitution nicht aufdecken will, wird von der Polizei aufgefordert, ihren Unterhalt nachzuweisen. Nichts ist einfacher. Sie geht zu dem ersten, besten Modewaarenhändler, zu dem Besitzer eines Tapisseriegeschäftes, der sie kennt, dem sie vielleicht gefällig gewesen ist, und bittet ihn, ihr eine Bescheinigung zu geben, daß sie wirklich durch Handarbeiten bei ihm so viel verdient, als für ihren Lebensbedarf nothwendig ist. Dies Attest reicht, nachdem die Richtigkeit desselben anerkannt ist, vollkommen hin, die Behörde zu beruhigen. — Aber dies ist nur ein leichter, im Grunde genommen wenig bedeutender Fall. — Das männliche Individuum, der müßige Bettler, der Betrüger, der Dieb, sie machen es eben so. Auch sie haben einige Bekannte, von denen sie auf dieselbe Weise protegirt werden.

Viele Personen thun dies vielleicht ohne Nebenabsichten, aus reiner Gutmüthigkeit; sie halten dies für die unschuldigste Sache von der Welt. — Aber dies ist nicht so. Wir gefährden unsre eigene

Sicherheit dadurch; wir legen uns selbst neue Lasten auf, indem wir die Besserungsanstalten mit Verbrechern, die Krankenhäuser mit Kranken füllen. Wir werden gewissermaßen die Mitschuldigen dieser Leute, selbst im günstigsten Falle schon dadurch, daß wir die Behörde hintergehen und ihr die Ausübung ihrer Pflichten erschweren.

Ich bin nicht Jurist, und ich weiß nicht, ob ein Eid in einer so einfachen Polizeisache zulässig ist. Ueberhaupt wird der Schwur schon an sich viel zu häufig und mit zu großer Gleichgültigkeit angewendet; wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen. Wenn aber bei einer Gelegenheit, wie die oben erwähnte, der Zeuge von dem Inquirenten mit Ernst darauf hingewiesen würde, daß eine Strafe auf eine solche Täuschung der Behörde steht — und diese Strafe dürfte keine Geldstrafe sein, — so würde sich Mancher weislich hüten, sich in eine so bedrohliche Lage zu begeben.

Es wird dem Scharfblick des Inquirenten nicht schwer werden, die Fälle von einander zu sondern, wo jenes Zeugniß nur fingirt, und wo es richtig ist. Eine specielle, gewandte Untersuchung der Umstände an Ort und Stelle würde alsdann das eigentliche Resultat liefern, das Gesetz wird seinen Gang gehen können.

Die statistischen Nachrichten, die in den Zeitungen mitgetheilt werden, nennen uns fast eine unglaubliche Zahl von Fremden, die jährlich nach Berlin kommen, um sich hier zu domiciliren. Wie viele unter ihnen mögen sein, die nur gekommen sind, in dem Gewühl der Residenz unbemerkt ihr unredliches Treiben zu verbergen. — Und derselbe Bürger, der sich mit bitteren Worten über die Behörden beschwert, wenn ein Diebstahl oder Betrug ihn um einen Theil seines Eigenthums bringt, derselbe bietet vielleicht in arglöser Gutmüthigkeit die Hand dazu, ein solches Individuum zu unterstützen. Er vergißt, daß alle Maaßregeln der hohen und niederen Beamten nie eher ein günstiges Resultat liefern werden und können, als bis dieselben in ihren Bemühungen durch dies Eine unterstützt werden, welches sich in

allen Verhältnissen des socialen Lebens bewähren wird, durch den Gemeinsinn sämmtlicher Staatsbürger. —

Weitläuftiger noch, als hier der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet, verbreitete sich indessen der Russe über diesen Gegenstand, nachdem er die ersten Elemente seiner Toilette beendet hatte, und behaglich auf dem zerrissenen Sopha saß, den in der Ofenröhre warm gehaltenen Kaffee vor sich, und die dampfende Cigarre im Munde.

Nachdem indessen dies Thema abgehandelt, kam Arthur auf den eigentlichen Zweck seines Besuches, der am verwichenen Abend in der Wolfsschlucht nicht ausführlicher hatte behandelt werden können, zurück. Dieser bestand in nichts Anderem als in der Absicht, den Grafen von Cartentierce, dessen Bekanntschaft Arthur in dem Waggon gemacht hatte, zu plündern.

„Er scheint ein reicher Kerl zu sein," schloß der Baron seinen Vortrag; „ein Mann, dem es nicht darauf ankommt, ein paar hundert Louisd'or zu verlieren. Einen solchen Freier kann man schon einmal machen, das geht. — Aber ich muß Dir offen gestehen, daß es mir ordentlich Leid thut, so einen armen Jungen vorzukriegen; — wie zum Beispiel den jungen Menschen gestern. Wahrhaftig, ich könnte ihm das Geld zurückgeben."

Der Russe, welcher eben die Tasse zum Munde führen wollte, setzte sie erstaunt wieder nieder und blickte seinen Freund groß an; als er aber sah, daß Jener seine letzten Worte ernstlich gemeint habe, verwandelte sich der Ausdruck der Verwunderung auf seinem Gesichte in eine spöttische Indignation.

„Baron," sagte er, wieder im ausländischen Dialect, und sehr langsam sprechend, wie Jemand der eine gewisse Energie in seine Worte legen will; „Baron, ich sage Dir, wenn mein Bruder heut nach Berlin käme und hätte zehn Rat in der Tasche, und ich wüßte, daß er morgen aufgehängt würde, wenn er das Geld nicht bezahlt.

ich würde mich mit ihm hinsetzen und ihm die zehn Rat- abnehmen, so wahr ich der Russe bin."

„Und dann würdest Du sie ihm wiedergeben."

„Wiedergeben!" der Russe lachte verächtlich. — „Wiedergeben! — Ich würde hinausgehen, wenn er gehängt wird, und sehen, ob ich nicht einen neuen Freier finden kann; bei einer Execution kommen sehr viel Menschen zusammen, und man kann leicht eine Bekanntschaft machen. — Siehst Du, — das ist Geschäft!"

Arthur lachte, aber dies Lachen war erzwungen. Sein besseres Gefühl sagte ihm, wie schrecklich es sei, auf einem gleichen, gesellschaftlichen Standpunkte mit einem solchen Menschen zu stehen, über den er in moralischer Beziehung, ungeachtet seines gleichfalls unredlichen Treibens doch weit erhaben war.

Ueberhaupt war der Russe selbst unter seinen Kameraden verachtet und gehaßt; es konnte wohl nicht leicht noch Jemand geben, der so niedrige Gesinnungen theilte.

„Du wärst schlecht als Schlepper zu gebrauchen," fuhr der Russe, nachdem er sich so nachdrucksvoll über diesen Gegenstand ausgesprochen, in einem gemüthlicherem Tone fort; „sehr schlecht. Siehst Du, ich werde mich jetzt anziehen, wenn ich mit dem Kaffee fertig bin, und zu Mittag im Hôtel de Rome essen, wo der Freier wohnt. — Vielleicht hat er noch einen Wechsel, oder einige Zahlungen einzukassiren. Ich werde ihn bedauern und sagen, daß er ein ander Mal vielleicht mehr Glück hat, daß er es versuchen soll. — Ist nichts mehr bei ihm zu holen, so laß ich ihn laufen."

„Er wohnt im Hôtel de Rome? — Mein Gott, da sind ja auch meine beiden Freier abgestiegen!" rief Arthur.

„Sehr gut. — Da ist mein Gang gewiß nicht unnütz. — Na warte nur, ich will mich anziehen, wir wollen zusammengehen."

„Ich habe nicht Zeit," erwiederte Jener; „aber ich will bleiben, bis Du fertig bist. Ich habe noch mit der Tante zu sprechen."

„Gut, — wie Du willst.“

Der Baron nahm auf einen am Fenster stehenden Stuhl Platz, und während der Russe daran ging, seine Toilette zu vollenden, vertrieb er sich die Zeit mit der geistreichen Beschäftigung, den Rauch seiner Cigarre gegen das noch zur Hälfte gefrorene Fenster zu blasen, um es dadurch aufzuthauen.

XII.

Literarische Interessen.

Mitten in diesem Treiben, welches den jungen Mann sehr ernsthaft zu beschäftigen schien, wurde er durch das Oeffnen der Thür und das Eintreteten von zwei Personen gestört, die zu den Bewohnern des Zimmers gehörten; und zwar waren dies der Schauspieler und der Colporteur, von denen der Russe vorher gesprochen hatte.

Dieser würdigte die beiden Individuen keines Blickes, sondern fuhr mit der würdevollsten Gelassenheit fort, sich die grauen Haare aus seinem Backenbart auszurupfen, während Arthur, nachdem er den Gruß der Eintretenden erwiedert, ganz und gar das Eis am Fenster vergaß, um diese Leute genauer zu betrachten.

Es konnte in der That nichts merkwürdigeres geben, als diese beide Herren neben einander zu sehen.

Der Eine von ihnen, und zwar der Schauspieler, war ein Mann, über dessen Alter man nichts weiter sagen konnte, als daß er majorenn sein müsse; ob er aber dreißig, vierzig, funfzig, sechzig, oder noch mehr Jahre zähle, war unmöglich, genau zu bestimmen. Er war sehr lang, sehr dünn, sehr mager und hatte sehr lange Beine, welche der vorgerückten Jahreszeit ungeachtet in sehr schmutzigen

Nankinghosen, mit einer Silbertresse und gelb lederuen Sprungriemen steckten, so daß sie fast wie zwei türkische Pfeifenröhre aussahen. Dazu trug er einen schwarzen Leibrock und einen dicken Shwal als Cravatte, über welchen er einen schmalen Streifen weißes Papier geklappt hatte, der die Stelle eines Hemdkragens vertrat. Sein Gesicht war indessen das Merkwürdigste an ihm. Dies Gesicht bestand aus einer Nase, einer sehr dicken, breiten, dunkelrothen Nase, mit allerlei Warzen und Leberflecken schattirt, einem wahren Gebirge von Nase, das alle übrigen Theile des Gesichtes in den Hintergrund zurücktreten ließ.

Es schien, als wenn die sämmtlichen Fleischtheile seines Körpers ein stillschweigendes Abkommen getroffen hätten, zur Bildung dieser Nase beizutragen; überall nichts als Haut und Knochen, — nur die Nase in strotzender Fülle wohlbeleibter Behaglichkeit.

Bei seinem Gefährten, der ihm grade bis an den untersten Knopf des Leibrocks reichte, wenn er sich auf die Zehen stellte, herrschte indessen in Bezug auf den Körperbau eine größere Symmetrie, die besonders hervortrat, wenn man seinen Bauch und sein Gesicht in irgend einen mathematischen Vergleich brachte, worauf sich dann das Resultat ergab, daß Beide in Bezug auf ihren Flächeninhalt gleich seien.

Das Kostüm dieses Mannes war auch nicht, wie bei seinem Gefährten auf das Ideale, sondern mehr auf das praktische Leben berechnet.

Er hatte einen sehr langen, grünen Kalmuckrock an, der wahrscheinlich für eine bedeutend größere — richtiger längere Person berechnet gewesen, jetzt aber für seinen zeitigen Besitzer auf die einfachste Weise dadurch zugerichtet war, daß man die Schöße desselben so weit abgeschnitten hatte, als nöthig wurde, sie gerade bis auf die schiefgetretenen Absätze seiner Stiefel herabfallen zu machen; weshalb auch die Taschen dieses Rockes fast auf der Erde nachschleppten.

Seine graue Tuchhose entbehrte jener jugendlich modischen Unbequemlichkeit der Sprungriemen, seine Halsbinde bestand aus schwarzem Merino, und mit Verachtung jeder Art von Chemiset, Vatermörder und Manschetten, hatte er seinen Rock bis dicht an das Kinn zugeknöpft, und trug ein Paar wattirte Fausthandschuh von grauem Wollzeuge. Halb auf den Rücken geschoben, um nicht am Gehen verhindert zu sein, trug er eine große, lederne, glänzend-gewichste Mappe, an einem eben solchen Riemen um den Hals hängend, aus welcher sehr viele bedruckte und unbedruckte Papiere hervorguckten.

Das Aussehn dieses Mannes war übrigens sehr würdevoll, was wahrscheinlich durch eine stählerne Brille mit großen, zirkelrunden Gläsern herorgebracht wurde, welche er alle Augenblicke mit der rechten Hand in die gehörige Lage brachte, da sie eben so oft von der Nase herunterrutschte; — dazu war auch sein Gesicht sehr ernst, besonders im Vergleich mit dem etwas leichtfertigen Aussehn seines langen Gefährten.

Dieser, nachdem er Arthur mit einer grazieusen Verbeugung gegrüßt und seinen abgegriffenen Hut auf den Tisch gestellt, auch die etwas zerrissenen, mit irgend einer geheimnißvollen Mischung von gelber Erde und Wasser neu aufgefärbten Glacehandschuhe sorgsam ausgezogen, sagte zu seinen Gefährten, auf Arthur deutend:

„Alphons, ich vermuthe, daß dieser Herr ein Freund der schönen Literatur ist. Er hat ganz das Ansehn eines Mannes von Bildung — Willst Du ihm nicht etwas von Deinen Artikeln anbieten.“

Auf diese einleitende Rede trat der kleine Herr hervor; er hieß eigentlich Hanne, aber sein Freund hatte ihm jenen so pomphaft klingenden Beinamen gegeben, in Betracht daß das Wort Hanne durchaus unpassend für die höhere Gesellschaft sei. Das Verhältniß in welchem diese beiden Männer zu einander standen, war sehr einfach.

Der lange Herr war, wie gesagt, ein Künstler, ein Mime. Er hatte, — um ein Verbum zu gebrauchen, welches er sich mit einer, aller grammatikalischen Formen spottenden Genialität gebildet, auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands mit glänzendem Erfolge „gemimt;“ in Spandau, Köpenick, Bernau, Steglitz und vielen andern bedeutenden Städten, war er der Bahn des Ruhms gefolgt. Sein eigentliches Fach waren die Geister, doch spielte er auch zuweilen Intriguants, wobei ihm sein sehr heiseres Organ gut zu statten kam. Diese Heiserkeit war übrigens perpetuell; nur wenn er sich einmal erkältet und den Schnupfen hatte, wurde seine Stimme klar, weshalb er sich auch sorgfältig vor einem solchen Zufall hütete. Uebrigens wußte er eine sehr merkwürdige Geschichte von dieser Heiserkeit zu erzählen, welche er seit seinem siebzehnten Jahre besaß, wo er sich in irgend eine junge Dame von wunderbarer Schönheit verliebt hatte, von der Treulosen aber verlassen worden war. Der Schmerz, den er darüber empfand, war so groß, daß er sich auf's Branntweintrinken und Weinen legte, was er bis dahin verabscheut hatte; er weinte und trank vier Nächte und drei Tage hindurch, bis er am Ende des dritten Tages in eine Art von Starrkrampf verfiel, aus dem er erst erwachte, als man ihn schon im Leichenhemde in den Sarg gelegt hatte. Seit jener Zeit hatte er auch einen unnatürlichen Widerwillen gegen Alles, was Hemd hieß, gefaßt, da er sich bei dieser Gelegenheit die Erkältung zugezogen; und dieser Widerwille ging sogar so weit, daß er nie ein Hemd trug, sondern nur einen papiernen Kragen und ein sehr kleines Chemiset, welches er einen Monat hindurch, ohne es zu waschen, benutzte; nämlich zwei Wochen auf der rechten Seite, und zwei auf der linken, wobei er noch sehr merkwürdige Variationen hervorbrachte, indem er bald das Unterste nach oben kehrte, bald es wieder in seiner eigenthümlichen Form trug, bald quer über die Brust zusammenband, so daß jedes

mal diejenige Stelle zu sehen war, die sich durch die mindesten Schmutzflecke am vortheilhaftesten ausnahm.

Außerdem besaß dieser Herr noch viele andere Talente; er konnte z. B. einen Stuhl auf der Nase balanciren, einen kleinen Jungen auf derselben reiten lassen, und noch viele andere Sachen, womit er im Theater das Publikum während der Zwischenacte unterhielt, und von denen besonders das eine Stück mit sehr großem Beifall aufgenommen wurde, welches darin bestand, daß er ein halbes Pfund Talglichte mit den Dochten aufaß und nachher einen Kosack tanzte.

Aber alle diese Talente — und so geht es dem wahren Genie häufig — waren nicht hinreichend gewesen, ihm ein Engagement bei einer der Bühnen in der Residenz zu verschaffen. Er war eben im Begriff, anderswo das Glück zu suchen, welches ihm hier nicht lächeln zu wollen schien, als er die zufällige Bekanntschaft des kleinen Herrn machte, der sich in einer ähnlichen Lage befand. Dieser war nämlich Laternenputzer gewesen. Er hatte während einer Reihe von Jahren die Universität, die Stadtvoigtei und andere sociale Bildungsanstalten geputzt, bis die Einführung der Gaslaternen seiner Profession den Untergang bereitete. In der Hoffnung, daß die Schädlichkeit dieser verderblichen Neuerung bald genug anerkannt werden würde, hatte er den Vorschlag, die Stallschreibergasse und das Köpenicker Feld zu putzen, mit Verachtung zurückgewiesen, und in dieser Erwartung sein Leben kümmerlich gefristet. Da aber die Gaserleuchtung nicht nur blieb, sondern auch in allen neuen Straßen eingeführt wurde, beschloß er sein schönes Vaterland mit dem Rücken anzusehen und die öffentlichen Institute eines anderen Staates zu putzen. —

In solcher Lage lernten sich die beiden deutschen Männer kennen, als ein glücklicher Gedanke den langen Herrn durchblitzte und in den kleinen Herrn einschlug.

Sie wurden Subscribentensammler, und zwar sammelten sie in

Compagnie, indem der Lange dem Kleinen Unterricht in der Diction gab, und an Orten, wo ein mehr durchdachtes Auftreten erforderlich war, das Wort führte, denn wir müssen erwähnen, daß der Laternenputzer ein sehr stiller, schweigsamer, sogar blöder Mensch war, einer der Männer, die man erst tiefer sondiren muß, will man ihren vollen Werth erkennen.

Nachdem der kleine Herr durch jene Worte seines Compagnons auf Arthur aufmerksam gemacht worden war, trat er mit einer gewissen Würde, die ihm sehr gut stand, näher und sagte, einige Blätter bedrucktes Papier aus seiner großen Mappe ziehend, in sehr feierlichem Tone:

„Hier mein Herr, gebe ich mir die Erlaubniß, Ihnen eine sehr gute Zeitschrift anzubieten. Sie hat einen sehr schönen Titel, denn sie heißt: die Blätter für Häuslichkeit, Familienglück und Bürgerwohl, und wird deshalb sehr viel von Stadtverordneten und bürgerlichen Familienvätern gelesen, monatlich erscheinen dreizehn Nummern mit einem sehr schönen Stahlstich für den Preis von viertehalb Silbergroschen; wenn Sie aber kein Bürgerlicher sind, sondern ein Herr von, so kann ich Ihnen auch die deutsche Adelszeitung liefern; das ist auch ein sehr schönes Blatt mit Portraits berühmter Adeliger, aber nicht in Stahlstich, was daher kommt, daß der Adel sehr schwer auszustechen ist.“

Diese Rede hatte er von dem Schauspieler gelernt, der sie ihm so lange vorgesprochen bis er sie auswendig wußte, und der sich nicht wenig darauf zu gut that, da er nach Art aller Künstler zu den Liberalen gehörte.

Arthur dankte indessen sehr höflich für die beiden angebotenen Blätter, da er keinen Gebrauch davon machen könnte, worauf der lange Herr das Wort nahm und ihm noch zwei oder drei Dutzend anderer Werke anbot, alle mit sehr schönen Stahlstichen illustrirt, und in wöchentlichen Lieferungen im Preise zu fünf Dreiern erscheinend,

was man ein werthvolles, populäres Werk nenne, welches außerdem noch, wie in dem Prospect stände, für Kind und Kindeskinder einen bleibenden Werth habe, also förmlich auf drei Generationen berechnet sei. Er verbreitete sich bei dieser Gelegenheit noch sehr weitläuftig über die Interessen der Literatur und des Buchhandels. Er beklagte sich über die schlechten Zeiten und über das schlechte Honorar der Buchhändler, was in der großen Concurrenz der Schriftsteller seine Ursachen fände. Und diesen Grundsatz erläuterte er wieder sehr ausführlich und schön durch das Beispiel eines seiner Freunde, der seiner Profession nach ein Barbier, sich auf die Schriftstellerei gelegt und einen Thaler und zwölf Groschen wöchentlich verdient hatte, als er für eine bedeutende Buchhandlung zwei sehr gediegene Bücher, ein juristisches und ein theologisches Werk geschrieben. Dann habe er ein ebenfalls sehr werthvolles, medicinisches Werk herausgeben wollen, wozu zwei prächtige Stahlstiche, das Brandenburger Thor zu Berlin und die Söhne Eduard's darstellend, als Kunstbeilagen gegeben werden sollten; aber ein Schneidergeselle habe ihn heimlich ausgestochen und sich erboten, den Bogen fünf Silbergroschen billiger zu schreiben, wobei der Andere nicht bestehen könnte, da er Frau und Kinder zu ernähren hätte.

„Aber mein Gott," sagte Arthur verwundert, sich so plötzlich in die Mysterien des Buchhandels eingeweiht zu sehen; „mein Gott, wie kann denn ein Schneidergeselle ein medicinisches Werk schreiben, das ist ja rein unmöglich."

Der lange Herr sah den Sprecher einige Minuten sehr ernst an, dann sagte er verwundert: „Nun, ist denn ein Schneidergeselle kein Mensch?"

Arthur erwiederte, daß die Schneidergesellen allerdings Menschen wären, obschon ihm zwar oft genug der Fall vorgekommen sei, daß sich unter den Meistern einige Unmenschen befänden; doch

schiene es ihm sehr zweifelhaft, daß jeder Mensch ein Schriftsteller werden könne, wenn er nicht Beruf und Talent dazu in sich fühle.

„Beruf? – Was verstehen Sie unter diesem Worte? — Beruf?“ entgegnete der Lange. — „Der Beruf, Bücher zu schreiben besteht darin, daß man nicht mehr weiß, was man anfangen soll. Haben Sie vielleicht Lust? — Ich habe gute Connexionen unter den Buchhändlern. Ich will sie protegiren. — Sehen Sie,“ fuhr er fort, und einen Stuhl heranziehend, setzte er sich Arthur gegenüber, seine langen Beine auf eine sehr geschickte Weise über einander schlagend, da ein Anderer sich höchst wahrscheinlich die Nase mit dem Knie gestoßen haben würde; „sehen Sie, die Sache ist sehr einfach. Zuerst nehmen Sie einen Namen an, von irgend einem berühmten Schriftsteller, oder setzen wenigstens Doktor vor den Ihren, denn das preußische Gesetz ist in dieser Beziehung sehr human. — Der Schneidergeselle, von dem ich mit Ihnen vorher sprach, hat sich auch auf den Titel seines Buches Doktor genannt — Man sollte es zwar kaum glauben, aber es ist so. — Ich würde Ihnen den Vorschlag machen, ein Werk über die Pocken zu schreiben; die Pocken sind jetzt sehr häufig, und Sie würden ein glänzendes Debüt machen. — Was meinen Sie zu dem Titel: „Keine Pocken mehr! Ein unentbehrlicher Rathgeber für Jedermann, der sich vor diesem schrecklichen Uebel schützen will, ein Buch, das in keiner Familie fehlen darf, ein Buch, auf welches wir Eltern, Väter, Mütter, und Vormünder ganz besonders aufmerksam machen. Erscheint in wöchentlichen Lieferungen, von einem Bogen Text, im Preise von einem Silbergroschen und mit einer Schlußprämie, einen schönen Stahlstich in Aqua Tinta, Napoleons Tod auf St. Helena darstellend, wie dieser große Mann nicht an den Pocken stirbt; — herausgegeben von Dr. Dieffenbach.“

„Dieffenbach!“ rief Arthur verwundert, „mein Gott, hätte denn der wirkliche Dieffenbach nicht das Recht, mich deshalb zu verklagen!“

„Gott behüte," entgegnete der lange Herr über die Unkunde des jungen Mannes lächelnd; „der kann gar nichts machen, höchstens in die Zeitungen einrücken lassen, daß er das Buch nicht geschrieben hat. — Aber wer liest das grade? — Die Leute kaufen's doch und denken, daß es der wirkliche Dokter geschrieben hat. — Man nennt das pseudonymes Büchermachen."

„Aber das ist doch ein offenbarer Betrug der Käufer! Ich denke die Censur leidet das nicht:"

„Die Censur!" — Der Sprecher lächelte wieder etwas spöttisch. „Wenn Sie nichts gegen Kirche und Staat schreiben, können Sie thun was Sie wollen. Mein Freund, der Barbier, hat keine Zeile geschrieben, die ihm gestrichen worden wäre; — und es ist, meiner Ansicht nach, die lächerlichste Thorheit gegen die Censur zu schreien, wie einzelne Ungnügsame thun."

„Wer aber einmal auf solche Weise hintergangen ist, kauft doch nicht zum zweiten Male ein ähnliches Buch."

„Kauft nicht! — Lächerlich." — Der lange Herr zog dabei ein sehr kleines, schmutziges, rothes Taschentuch hervor, auf welchem viele sehr interessante Figuren von Menschen und Thieren abgebildet waren, wahrscheinlich irgend eine Scene aus einem wichtigen, politischen Ereigniß der neueren Zeit darstellend, und nachdem er einen Zipfel dieses Tuches um seinen Zeigefinger gewickelt, begann er, mit vieler Sorgsamkeit das Innere seiner Nase zu reinigen. Nachdem er dies mühsame Geschäft beendet, legte er das Tuch wieder sorgfältig zusammen, steckte es in die Tasche und wiederholte in sehr stolzem Tone: „Kauft nicht? — Ich sage Ihnen, kauft ja! — Er muß kaufen!"

„Er muß kaufen?" wiederholte Arthur.

„Er muß! — Wozu wären wir da, wir Subscribentensammler!"

Der lange Herr blickte den Baron bei diesen Worten mit einer

gewissen Majestät an; als er aber noch immer das ungläubige Gesicht des jungen Mannes bemerkte, begann er ihm die Pflichten und Obliegenheiten eines Subscribentensammlers sehr weitläuftig auseinanderzusetzen, und um die Sache noch deutlicher zu machen, erklärte er, daß, obgleich die gewöhnliche Stunde noch nicht da sei, er doch mit seinem Freunde die Lection vornehmen wolle. Arthur erkundigte sich darauf, was unter diesem Worte zu verstehen sei, worauf ihm Jener erwiederte, daß der Laternenputzer noch nicht vollständig in die Kunst des Abonnentensammelns eingeweiht sei, und daß er denselben täglich eine Stunde in dieser Wissenschaft unterrichte, und wenn Arthur eine Kleinigkeit zu einem Kümmel und einigen Butterschnippen geben wolle, würden sie in seiner Gegenwart diesen Unterricht beginnen.

Da sich Jener zu dieser Bedingung bereitwillig zeigte, und dem langen Herrn ein Viergroschenstück gab, winkte Dieser seinem Gefährten zu, daß er sich bereit machen möchte, und nahm demselben die große Mappe ab, worauf Jener fragte, ob Jemand gerädert oder frisirt werden solle.

„Frisirt," erwiederte der lange Herr; „frisirt ohne Zweifel, wir müssen etwas Ordentliches zeigen. — Sie wundern sich über diese Ausdrücke, mein Herr;" fuhr er fort, als er Arthurs Erstaunen sah, und Sie wundern sich mit Recht, denn noch haben Sie wahrscheinlich keine Idee von dem eigentlichen System des Subscribentensammelns gehabt. — Wir theilen nämlich die Abonnenten nach ihren vier Temperamenten in vier verschiedene Klassen, in sanguinische, cholerische, phlegmatische und melancholische Abonnenten. Die erste und letzte Klasse sind am Leichtesten zu behandeln, da gehört wenig Studium zu. — Der Melancholische entschließt sich zwar am schwersten zur Unterschrift; aber man muß nur Geduld und Ausdauer haben. — Wenn man bei einem Melancholischen kommt, und etwas anbietet, schüttelt er schweigend mit dem Kopf und deutet nach der Thür. Der Abonnentensamm-

ler bleibt indessen ruhig stehen, er nimmt gleichfalls eine sehr traurige Miene an, spricht von Weib und Kind, von bitterer Armuth, von Strick kaufen, fragt ob die Spree bei Moabit tiefer sei, als bei Stralau u. s. w. Dies dauert oft eine ganze Stunde, manchmal noch länger, bis endlich der Abonnent unterschreibt; — es gehört wie gesagt, nur Geduld dazu, und man nennt dies Verfahren einen Abonnenten rädern. — Bei dem sanguinischen Abonnenten ist es noch einfacher; man spricht etwas von großem Gelehrten, Kenner der Literatur und Beschützer der Kunst, man macht einige Lobeserhebungen über das elegante Aussehn des Zimmers und der Person selbst, und der Abonnent unterzeichnet. Dies heißt einen Subscribenten tändeln. Die getändelten Abonnenten sind indessen die schlechtesten, sie springen leicht ab und es ist sehr gut, wenn man sich von ihnen im Voraus bezahlen läßt. — Das Verfahren bei einem Phlegmatischen, was man einen Abonnenten pflastern oder auch wohl breitschlagen nennt, ist schon bedeutend schwieriger. Der Phlegmatische unterschreibt nur selten bei'm ersten Besuch; man muß mehre Tage, oft Wochen lang an jedem Tage hingehen, und zwar immer regelmäßig zu derselben Stunde; ich habe die Zeit nach dem Essen sehr gut gefunden; da schläft der Phlegmatische gern, um ungestört zu verdauen, und wenn der Sammler jedesmal den richtigen Moment abpaßt, wo Jener so eben eingeschlafen und dann sehr stark klingelt, so wird der Abonnent bereits in einigen Tagen gepflastert sein, er mag wollen oder nicht. — Das Frisiren ist indessen der Triumph des Abonnentensammlers, gleichsam das Probestück. Es wird bei cholerischen Menschen angewendet und man muß alle jene Talente, Geduld, Ausdauer, Gewandheit, Schmeichelei, sogar Grobheit anwenden, um zu seinen Zweck zu gelangen, man muß gleichsam geistig um ihn herum springen, bis man eine Gelegenheit findet, ihn zu fassen. — Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen das Frisiren hier bildlich darzustellen " —

Nach dieser sehr langen Rede verneigte sich der lange Herr anmuthig vor Arthur, nahm dann die Mappe, Hut und Handschuhe und ging hinaus, während der kleine Herr, zurückbleibend sich den Rock aufknöpfte, als wäre ihm sehr warm, dann die Haare sehr hoch empor strich, die Stirn runzelte, von Zeit zu Zeit mit den Zähnen knirschte und sehr hastig in die Stube auf- und abging während er mitunter ausrief: „Ha, ich werde mich rächen! oder: „be Gott, das soll nicht geschehen!“ oder: „da verhüte der Himmel und mein guter Degen!“ und noch mehre andere Ausdrücke, an denen man einen cholerischen Menschen erkennt.

Nachdem dies eine Zeit lang zum großen Ergötzen Arthurs und des Russen gedauert, welcher Letztere allmälig auch aufmerksam geworden war, klopfte es sehr bescheiden an die Thür, worauf der Cholerische sehr barsch „herein“ rief und dann der lange Herr eintrat.

„Was giebt's! Was will man hier?“ schnaubte der kleine Herr den langen Herrn an.

Dieser erwiederte sehr demüthig, daß er ein Subscribentensammler sei, und zur Unterzeichnung auf ein sehr schönes, populäres Werk einlade; aber noch ehe er mit seiner Rede zu Ende war, packte ihn der cholerische Herr, da er nicht weiter reichen konnte, um die Beine und warf ihn mit großer Kraft zur Thür hinaus, wogegen Jener sehr laut protestirte und schrie, daß das kein Benehmen sei, welches er von einem gebildeten Herrn erwarten dürfe u. s. w.

Der kleine Herr hatte indessen kaum die Thür zugemacht und wieder einige der vorerwähnten Redensarten ausgestoßen, als Jener abermals eintrat, und zwar ohne anzuklopfen, und sagte, daß er Ersatz fordere für seine Beinkleider, die bei dieser Gelegenheit zerrissen wären, worauf der Andere versetzte, er werde ihn diesmal nicht zur Thür allein, sondern auch zur Treppe hinunter werfen. Als nun der Lange sehr patzig erwiederte, er möge es nur thun, so schleppte

ihn der Cholerische wirklich bis zur ersten Stufe der Treppe, und versetzte ihm einen sehr derben Fußstoß gegen die Kniekehlen, daß Jener, sich am Geländer haltend, die Scene des Hinunterfallens mit großer Naturtreue darstellte.

Die Art des Hinunterwerfens wurde nun noch zweimal wiederholt, und zwar so zu sagen im Comparativ und Superlativ, nämlich zunächst zwei Treppen und dann drei Treppen hinab, worauf der lange Herr immer wiederkehrte, und zwar zuletzt mit den schönen Worten: „Sie haben mich sechs Treppen hinuntergeworfen mein Herr, Sie können jetzt nichts weiter thun, als mich zermalmen. — Ja zermalmen Sie mich, mein Herr, ich werde dann keine Beinkleider mehr brauchen; — aber seien Sie großmüthig und unterzeichnen Sie! Gewiß, ich appellire nicht umsonst an Ihren Edelmuth."

Bei diesen Worten machte der kleine Herr ein schreckliches Gesicht und ballte die Fäuste, als wolle er Jenen wirklich zermalmen, wisse aber noch nicht recht, ob er bei dem Kopf, oder den Beinen anfangen solle; da er indessen sah, daß Jener diesen schrecklichen Blick, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, aushielt, nahm er allmälig eine freundlichere Miene an und sagte, daß er, der lange Herr, ein verteufelt muthiger Bursche sei, daß ihm noch Niemand vorgekommen, der es gewagt, sich ihm so keck gegenüber zu stellen, und daß er die zerrissenen Beinkleider bezahlen und auch unterschreiben wolle, er möge nur das Buch hergeben.

Der lange Herr machte nun abermals eine Verbeugung gegen Arthur, wie irgend ein Musikkünstler, der eine sehr schwierige Piece ausgeführt hat, dann sagte er, während er seinen Rock mit der flachen Hand von den Staub- und Kalkflecken säuberte, die derselbe bei dieser Gelegenheit bekommen:

„Dies war das Frisiren, mein Herr; — ich denke es wird zu

Ihrer Zufriedenheit ausgefallen sein. — Soll ich Ihnen vielleicht noch eine Probe vom Pflastern geben?“

„Arthur erwiederte indessen, daß er die Herren nicht weiter bemühen wolle, daß es ihn freue, ein solches Talent gesehen zu haben, und noch mehre andere dergleichen Schmeicheleien. Der lange Herr nahm diesen ihm gezollten Beifall sehr freundlich auf und fragte, während er wieder Platz nahm, und sich den Schweiß von der Stirn wischte, ob Arthur, nach einer so schönen Probe von dem buchhändlerischen Verkehr der neueren Zeit, nicht Lust habe, Schriftsteller zu werden, er könne ihm nöthigenfalls eine gute Stelle in einer hiesigen Buchhandlung nachweisen, wo er seine vier bis fünf Thaler monatlich verdienen könne, mit Schlafstelle, vorausgesetzt, daß er sonst keinen weiteren Erwerb und somit den vollkommensten Beruf habe, das zu werden, was man einen volksthümlichen Schriftsteller nennt.

Arthur dankte indessen für dies freundschaftliche Anerbieten, worauf der lange Herr eine nicht sehr kleine, runde Flasche von weißem Glase aus der Tasche zog, auf der ein Kranz von Rosen und Vergißmeinicht gemalt war, in welchem die Worte standen: „Erlebe noch oft den heutigen Tag.“ Nachdem er den Pfropfen dieser Flasche mit einer sehr langsamen Handbewegung geöffnet, daß derselbe einen ganz eigenthümlich harmonischen Ton von sich gegeben, reichte er die Flasche an Arthur und fragte ihn, ob ihm nicht gefällig sei, von der darin enthaltenen Flüssigkeit zu trinken, die eine sehr geheimnißvolle Mischung von Kümmel und Luft enthalte, nach dem Zeugniß der geschicktesten Chemiker ausgezeichnet gut zu gebrauchen, einer geistigen Erschlaffung vorzubeugen, welcher selbst die größten Männer unserer Zeit häufig ausgesetzt seien. Arthur lehnte jedoch das dargebotene Getränk ab, worauf der lange Herr mit einer sehr anmuthigen Verneigung wenigstens um die Erlaubniß bat, seine Gesundheit trinken zu dürfen, wogegen Jener allerdings keinen vernünftigen Grund einzuwenden hatte. Hierauf reichte der lange Herr dem

Kleinen die Flasche, mit der Aufforderung den besagten Toast auszubringen; aber Dieser, der ebenfalls ein zartes Gefühl für feinen Anstand besaß, wies die dargebotene Flasche mit den Worten: „es steht in guter Hand“ zurück, worauf endlich der lange Herr, nachdem er nochmals diese Ehre abgelehnt und noch viele Worte deßhalb gewechselt waren, die alle auf seine feine, gesellschaftliche Bildung ein höchst günstiges Licht warfen, die Flasche an den Mund setzte, und ein sehr vernehmliches Kluckern in so langer Ausdehnung hörbar wurde, daß der Laternenputzer ein etwas ängstliches Gesicht zu machen begann und beinah so aussah, als bereue er seine frühere Höflichkeit, das Zurückweisen der Flasche betreffend.

In diesem Augenblick hörten die sämmtlichen, in dem Zimmer der Mutter Wegener versammelten Personen einen sehr lauten Schrei von dem unteren Stockwerk heraufdringend, den Schrei einer weiblichen Stimme, grell, schneidend, durchdringen, in jedem Winkel des Hauses wiederhallend, einen Schrei: „Hülfe, Mord! — Hülfe!“

Der lange Herr schluckte in der Hast den ganzen Rest des gerühmten Elixirs herunter, der kleine Herr ließ die nach der Flasche ausgestreckte Hand sinken, dem Russen entfiel das Wachs, mit welcher er seinen Bart färbte, Arthur stürzte nach der Thür.

XIII.

Die Katze.

Wir haben im ersten Kapitel dieses Buches Gelegenheit gehabt, aus dem Munde der Mutter Wegener erfahren, wer jene Person ist, die von den Mitbewohnern des Hauses der Jüdenstraße diesen wenig schmeichelhaften Beinamen erhalten hat. — Dieselbe treibt, wie gesagt, das Geschäft einer Wickelfrau, welches zwar nicht sehr einträglich, aber um desto tauglicher ist, ihr vor den Augen des minder Scharfsichtigen ein ehrbares Ansehn zu geben und ein zweites Gewerbe zu verdecken, welches allerdings größeren Gewinn abwirft, als jenes.

Ihrer Persönlichkeit nach ist sie eine kleine, stumpfnasige, sehr blonde Frau, mit grünen Augen und einem gemeinen, durch sehr schlechte Zähne noch mehr entstellten Munde. Ihre Kleidung ist ihrem Stande wenig angemessen. Die Eitelkeit der Frauen wird selten durch überlegende Selbstbeherrschung derartig beschränkt, daß sie nicht ihrem natürlichen Hange zur Putzsucht fröhnen sollten, wenn sie die Mittel dazu in Händen haben, selbst in dem Falle, wo die Befriedigung dieser Leidenschaft ihnen nachtheilig sein könnte.

Ich habe dem Leser versprochen, ihn nicht mit haarsträubenden Entsetzlichkeiten, die von vorn herein den Stempel der Unwahrscheinlichkeit tragen, zu unterhalten, sondern die Wirklichkeit zu schildern, diese oft weit schrecklichere Wirklichkeit, als jene blutgefärbten Scenen, welche die Phantasie des Dichters erfindet. Man verzeihe mir deshalb, wenn ich ausführlicher bei der Schilderung eines Charakters verweile, der nicht fingirt ist, wenn es auch die Person ist, bei der Schilderung eines Charakters, wie er nur zu häufig in unserem socialen Leben vorkommt und mit seinem pestartigen Hauche unsre heiligsten, süßesten Interessen vergiftet, tückisch und unerkannt umherschleichend, und dem Unkundigen, dem Leichtsinnigen um so gefährlicher. — Und wenn dann auch nur eine Einzige von denen ist, welche diese Zeilen gelesen, eine Einzige, die sich derselben in dem Augenblick der nicht geahnten Gefahr erinnert, eine Einzige, die vor dem giftgeschwängertem Athemzuge der Verfucherin zurückbebend, sich selbst und ihren besseren Gefühlen erhalten wird, so sei dies Bewußtsein lohnender und beruhigender, als aller Ruhm einer gepriesenen Autorschaft.

Zunächst, und dies ist allerdings wenn auch nicht ehrenvoll, doch jedenfalls etwas Unschädliches, beschäftigt sich diese Frau mit der Erziehung jener unglücklichen, beklagenswerthen Kinder, denen sich schon im Augenblick ihrer Geburt der Fluch der Sünde aufdrückt, durch welche sie in das Leben traten, jener Fluch, der bis zum Tode schimpflich auf ihnen lastet, ohne daß sie ihn verschuldet, der sie zunächst schon dadurch so gräßlich trifft, daß sie das süßeste aller Gefühle, die Liebe der Eltern entbehren, und vielmehr als ein stummer Vorwurf für dieselben, eher gehaßt als geliebt von denen, die ihnen das Leben gegeben, höhnisch belächelt von herzlosen Fremden, durch das Leben gehen, um im Augenblicke ihres Todes ein Vergehen wieder gut zu machen, welches sie nicht verschuldet haben.

Von diesen Kindern, mit ihren lieben, unehelichen Gesichtchen,

wie sie Heine so treffend bezeichnet, kann man in einem engen, unordentlich aussehenden Hinterstübchen der Katze etwa ein halbes Dutzend in dem verschiedenen Alter von drei bis zu zehn Jahren sehen, stumm, niedergeschlagen, blassen und trübseligen Aussehens; nicht etwa munter auf der Erde umherspielend, lachend und lärmend, wie Kinder dieses Alters, sondern jedes mit sich selbst beschäftigt, schwindsüchtigen Ernst auf den kleinen, mageren Wangen, Furcht und altkluge Tücke in den trüben, ungewaschenen Augen. Die jüngeren sind sehr eifrig damit beschäftigt, in den Dielenritzen zu kratzen, oder an ihren Fingern zu saugen, während die Aelteren aus dem kleinen Katechismus mit mechanischer Emsigkeit irgend ein Gebet herausbuchstabiren, ohne zu wissen, was ein Gebet ist, denn sie haben ja Niemand für den sie beten könnten, weder einen Vater, der oft sein Tagewerk unterbricht, um den rothbäckigen Knaben auf den Knieen zu schaukeln, oder ihm einen dreieckigen Hut aus einem Bogen Papier zusammenzukniffen, noch eine Mutter, die ihr kleines, freundliches Ebenbild am Abend in das saubere Bettchen legt und diese niedlichen Finger in einander faltet, in einzelnen Worten das Gebet sprechend, welches sie einst eben so von ihrer Mutter gelernt hat, und das davon handelt, wie der liebe Gott sie fromm und gut machen möge, und wenn sie es nicht werden sollte, möge er sie aufnehmen in sein Himmelreich — eine Mutter, die sorgend ihren eigenen Schlaf unterbricht, um nachzusehen, ob die Bettdecke dieses kleinen Wesens auch nicht herabgefallen sei, und die sich dann freut über das freundliche Aussehn der kleinen Schläferin, und ihre Athemzüge belauschend die Nachtlampe weiter fortrückt, damit der Schein des Lichtes sie nicht erwecke, und dann wohl selbst in stiller Mitternacht ihr Gebet emporrichtet zu dem Herrn da oben, Segen und Heil für das unschuldige Geschöpf herabzuflehen; — sie haben auch keinen Bruder und keine Schwester, mit denen sie spielen könnten, spielen und schmollen, und sich wieder versöhnen und einen Kuß geben mit den kleinen, aller-

iebsten rothen Lippen; — sie haben auch keine Engel, von denen sie träumen können, und die des Nachts zu den Kindern kommen, mit schönen, himmelblauen Augen und langen, goldgelockten, leuchtenden Haaren, und bei ihnen Wache halten, wenn der Schlaf sich auf die Augen der Mutter herabgesenkt hat; sie haben auch keinen Gott, zu dem sie ihre kleinen Hände emporheben können, denn es ist Keiner da, der ihnen von ihm erzählt hätte, sie haben Niemand, Niemand — — sie sind so ganz und gar verlassen.

Das nicht unbedeutende Kostgeld, welches von den Aeltern dieser beklagenswerthen Geschöpfe gezahlt wird, und allerdings eine sorgsamere, wenn auch nicht liebevolle Pflege bedingt, bildet die eine Einnahme der Katze, und es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß sie auf alle mögliche Weise die Rechnung für den Unterhalt ihrer Zöglinge zu erhöhen sucht, während dieselben im eigentlichsten Sinne des Wortes Mangel leiden. Eine andere, noch reichlichere Erwerbsquelle entspringt ihr aus dem schon vorher angedeuteten Geschäft, welches sie daraus macht, unerfahrene Mädchen, junge, leichtsinnige Frauen in ihr Netz zu locken.

Wir haben es indessen hier nicht etwa mit einer jener Personen zu thun, welche auf die Gefahr hin, von dem Gesetze entdeckt und bestraft zu werden, nichts destoweniger ein einträgliches Gewerbe damit treiben, ganz einfach dem sich gegenseitig entgegenkommenden Laster Vorschub und Gelegenheit zu gewähren, nein das Verfahren dieser Frau läuft keine Gefahr, von dem Arme des weltlichen Richters unterdrückt und gestraft zu werden. —

Die Liebe mit all ihren mannigfaltigen Farben und Schattirungen hat lange Zeit hindurch den Dichtern aller Nationen den Stoff zu ihren Romanen geliefert, und diese Zeitperiode wird so treffend durch die Anecdote von jenem Literaturfreunde charakterisirt, den man fragte, ob er den Numa Pompilius gelesen, und welcher darauf erwiederte: „ach das ist doch alles ein und dasselbe; die Numa liebt

den Pompilius und zuletzt heirathen sich Beide; — das ist das Ganze!“ — In neuerer Zeit haben indessen viele Dichter ihre Romane da angefangen, wo man früher dieselben aufhören zu sehn gewohnt war, nämlich mit der Ehe; und vor allen diesen Schriftstellern ist es Madame Dudevant (Georges Sand), welche sich über dies Thema mit einer fast schreckenerregenden Schonungslosigkeit ausgesprochen hat. Während wir in den Schriften früherer Autoren, und der Frauen in's Besondere, fast immer einen idealen, weiblichen Charakter gezeichnet finden, hat diese Frau sich zur Dichterin der socialen Uebel gemacht, ohne indessen den Balsam der Poesie auf diese klaffende Wunde zu träufeln, welche sie uns in ihrer entsetzlichsten Gestalt vorführt. In ihrem Romane Jaques, welchen einer unserer neueren Kritiker so treffend den Roman der Ehe nennt, spricht sie ihre Ansichten über dieses Verhältniß der gesellschaftlichen Zustände deutlich genug in den merkwürdigen Worten aus, welche sie Jaques vor der Hochzeit an seine Braut schreiben läßt: „Sie sind im Begriff mir Treue und Unterwürfigkeit zu schwören, das heißt, Niemand anders zu lieben, und mir in allen Stücken zu gehorchen. Der eine dieser Eide streitet wider die gesunde Vernunft, der andere ist eine Erniedrigung. — Sie können niemals für die Gefühle Ihres Herzens verantwortlich sein, selbst wenn ich der größeste, wenn ich der vollkommenste Mann wäre.“ — In diesen Worten ist so zu sagen, das Glaubensbekenntniß dieser geistreichen Frau über die Ehe enthalten.

Unter den übrigen Schriftstellern der neueren Zeit ist es außer ihr noch Bulwer, welcher mit der in allen seinen Werken hervortretenden Schärfe der psychologischen Beobachtungsgabe und der geistreichen Reflexion, in seinem so vielfach angegriffenen Roman „Falkland“ einen weiblichen Charakter gezeichnet hat, welcher sich ebenfalls dem Drange einer mächtigen, plötzlich erwachten Leidenschaft gegenüber nicht zu behaupten weiß, sondern endlich als ein bedauernswerthes Opfer derselben fällt.

Bulwer indessen schildert eine Engländerin, Madame Düdevant ihre leicht erregbaren Landsmänninen; unsre deutsche Frauen sind jedoch weder mit den Einen noch mit den Andern zu vergleichen, und dennoch sind sie es selbst, die sich am Liebsten mit ihnen verglichen zu sehen wünschen. Aber grade dieses unglückselige Haschen nach fremder Sitte und Gewohnheit, welches die Nationalität des gesammten Deutschlands zu untergraben droht, hat auch auf unsre deutschen Frauen den nachtheiligsten Eindruck geübt. Die Französin, die in der Einsamkeit einer fast klösterlichen Erziehung ihre Mädchenjahre verlebt hat, tritt erst bei ihrer Verheirathung in die Welt ein; die Arbeiten und die Erholungen des Mannes theilend, schließt sie sich mit Liebe an denselben an, sich schnell in jeden Wechsel, in jede Beschäftigung eines bewegten Lebens findend, ihrem Haushalt dagegen nur geringe Aufmerksamkeit zuwendend. Das deutsche Mädchen hingegen, im älterlichen Hause lebend, theilnehmend an allen Vergnügungen der Mode, betrachtet mit dem Hintreten vor dem Altar die glänzendste Periode ihres Daseins geschlossen; sie sieht die Ehe als eine Art von Versorgungsanstalt für das Alter an, als eine unangenehme Nothwendigkeit und fügt sich nur, weil ihr die Vernunft sagt, daß es nicht wohlgethan sei, als alte Jungfer zu sterben, nachdem sie sich mit ruhigem Spekulationsgeiste das Für und Wider erwogen, etwa wie ein Spaziergänger, der sich vorsichtig einen Regenschirm mitgenommen, um seinen neuen Hut nicht zu verderben, und der, wenn das Wetter schön und heiter geblieben, tausendmal die unnütze Last verwünscht, die er sich aufgebürdet. In keinem anderen Lande werden daher häufiger Convenienzheirathen geschlossen, als bei uns; aber selbst in der Ehe, die nur aus gegenseitiger Neigung entsprang, erkaltet diese Liebe in dem sich von einander sondernden Treiben der beiden Gatten. Die Frau betrachtet den Mann als den Vater ihrer Kinder, als den Versorger derselben, sie erkennt seine Bestrebungen und Mühen an, aber sie nimmt keinen directen

Theil an denselben und für diese Behauptung charakteristisch genug, hörte ich einst eine Dame ihre Meinung über eine Andere mit den Worten aussprechen: „Diese Frau ist sehr undankbar, ihren Mann zu betrügen, der sich den ganzen Tag hindurch quält und für sie arbeitet.“ — Sie nannte diese entehrende Treulosigkeit ganz einfach eine Undankbarkeit; sie würde sie vielleicht noch schonender bezeichnet haben, wenn der Mann ein weniger anstrengendes Geschäft betrieben hätte. In diesem einzigen Worte ist die Philosophie unserer Frauen enthalten. Sie lieben, wenn sie unsere Anstrengungen, unsere Arbeiten sehen und sich davon überzeugen, daß diese Arbeiten ihren Vortheil bezwecken; geistige und körperliche Vorzüge gelten weniger in ihren Augen, als das Bewußtsein, daß wir uns um ihretwillen Gefahren und Mühen jeder Art aussetzen.

Aber grade diese Höhe speculativer Reflexion, auf welcher sich die deutsche Frau behaglich niederläßt, macht sie der Versuchung unzugänglicher; sie mag ihren Mann nicht lieben, sie mag ihn verachten, hassen, aber sie wird ihn deßhalb dennoch nicht verrathen; — und wiederum vergißt sie oft genug ihre Pflicht, während nichts da ist, was auch nur den entferntesten Schatten einer nichts sagenden Entschuldigung auf sie werfen könnte.

Woher nun dieser seltsame Widerspruch?

Einfach genug erklärt er sich aus einem gewissen Mangel an Selbstständigkeit, den wir in dem Charakter unserer deutschen Frauen so häufig finden; ihre Untreue entspringt weder aus leidenschaftlicher Liebe zu einem Andern, oder aus Haß oder Gleichgültigkeit gegen den, welchen sie lieben sollte, nein sie folgt vielmehr dem Beispiel und den Einflüsterungen einer gefährlichen Freundin, oder irgend eines Weibes, das wenn auch keine andere Absichten, doch wenigstens die hat, eine Schuldlose zu derselben niedrigen Stellung herabzuziehen, welche sie in moralischer Beziehung einnimmt. Es wird einem Manne nie gelingen, eine deutsche Frau zur Untreue zu bewegen, das

Gefühl des Unrechts hält ihrer geringeren Leidenschaftlichkeit das Gleichgewicht; aber williger öffnet sie das Ohr, wenn eine ihres Geschlechtes ihr jene gefährlichen Lehren einflüstert, nur allzu gut geeignet, allmälig, ohne daß sie es selbst weiß, die festesten Grundsätze zu untergraben. — Kommt dann die Stunde der Versuchung, jene Stunde, wo sich noch andere Gefühle, als die bisher gekannten im Herzen regen, so ist weder die Alles opfernde Liebe, noch die Gleichgültigkeit oder der Haß gegen den, an welchen sie ihre Pflicht bindet, die Ursache, welche eine Deutsche fallen läßt, nein, mit kalter, besonnener Reflexion dessen, was sie gehört und gesehen, weicht sie, sei es nun aus dem einen oder dem anderen Grunde, vom Pfade der Tugend ab.

Eine deutsche Frau fällt nur dann, wenn ihr sittliches Gefühl durch die Lehren des Lasters vergiftet ist; man hüte sie hiervor und es wird keine treuere Gattin geben, als die Deutsche: —

Wo eine Andere, vermöge ihres entschlossenen Temperaments selbstständig handelnd auftritt, schließt sich die deutsche Frau zunächst vertrauungsvoll an ihren Mann an; an ihm ist es, die Schritte seiner Gattin zu leiten, nicht mit der drückenden Kette einer lästigen Eifersucht, nicht mit dem Schein einer geheuchelten Gleichgültigkeit, durch welche man die Liebe wach zu halten glaubt, nein, mit der ernsten, festen, würdevollen Haltung, wie man sie von dem Manne erwarten darf, dessen Handlungen zunächst die der Frau regeln und leiten sollen, und den unmittelbarsten Einfluß auf sie ausüben. — Nach ihm ist es der Umgang, und zwar wie gesagt der Umgang mit dem eigenen Geschlechte, welcher nur zu häufig über das Schicksal einer Frau entscheidet; erröthend und unwillig wendet sie sich von dem Manne, der es wagt, ihr mit sündigen Worten zu nahen, wenn ihr Ohr nicht bereits früher jenen verderblichen Lehren gelauscht hat. —

Es ist schön, und die deutsche Nation kann stolz darauf sein,

wenn wir hier den Grundsatz aufstellen und ihn gegen Jeden kräftig und ritterlich zu behaupten vermögen, daß unsere Frauen selbst lieben können, rein, wahr, mit der ganzen Tiefe ihrer schönen Seele, und daß selbst dann noch das Gefühl der Tugend und Sitte zu fest in ihnen wurzelt, um sie jemals ihrer Pflicht vergessen zu machen. —

Diese Art von psychologischer Abhandlung, möchte vielleicht im ersten Augenblick etwas zu weit ausgedehnt für den Raum der vorliegenden Blätter erscheinen; aber der Leser sowohl als der Kritiker mag es nicht vergessen, daß der Zweck dieses Buches nicht allein auf eine gewöhnliche Romanlectüre hinausgeht, sondern es sich außerdem zur Pflicht gemacht hat, auf jene Uebel hinzudeuten, die wie fressende Krebsschäden an unseren socialen Verhältnissen nagen, und die nur durch energische Mittel auszurotten sind.

Wir hielten diese Worte für nothwendig, um das Treiben jener Art von Frauen in seiner ganzen Abscheulichkeit darzustellen, welche so oft das Glück und die Ruhe einer Familie mit herzloser Niederträchtigkeit untergraben haben, um ihre eigenen, selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen, und die um so gefährlicher erscheinen, als das Gesetz selbst nichts gegen die Vorsicht vermag, mit welcher sie bei ihrem Treiben zu Werke gehn.

Die Person, welche wir in unsere Geschichte unter dem Namen der Katze eingeführt haben, gehört mit zu denselben.

Ihre bereits angedeutete Beschäftigung als Wickelfrau bringt sie in vielfache Berührung mit jungen Frauen der verschiedensten Stände, und noch dazu in Situationen einer Art, in welchen man gern mittheilend ist, und manche Dinge zu verhandeln hat, die selbst eine höher gestellte Dame den Unterschied des Ranges vergessen und derselben in einer solchen Frau eher eine Rathgeberin, eine Freundin, als die Dienende erblicken lassen. Mit der einem jeden Weibe eigenthümlichen Gewandheit, weiß nun diese Frau bald genug die Schwächen derjenigen auszukundschaften, die sie zu ihrem Opfer er-

koren; sie weiß aus den leisesten Andeutungen zu entnehmen, ob beide Eheleute in einträchtiger Liebe mit einander leben, ob bisweilen Mißverständnisse vorfallen, welcher Art dieselben sind und in welcher Beziehung der Mann seiner Frau mißfällt. Wehe dann der Beklagenswerthen, die nicht charakterstark genug ist, um der systematischen Verführung Trotz zu bieten, mit welcher sie von Jener bedroht wird!

Das war eine jener schrecklichen Cultur-Tragoedien, wie wir sie alle Tage in den reichgeschmückten Wohnungen der prächtigsten Straßen, wie in den niedrigen Hütten der ärmlichsten Gasse finden können, reich an gewaltigen, Entsetzen erregenden Wirkungen, mit niedrigen Charakteren, ekelhaften Situationen und herzerstarrendem Schluß; diese einfache Geschichte von der kleinen, blonden Frau, die wir dem Leser bereits, wenn gleich nur in flüchtigen Umrissen vorgeführt haben, und die eine eben so wahre, als warnende Episode in unserem Buche bildet.

Der Leser, welcher mit einiger Aufmerksamkeit unserer Erzählung bis hieher gefolgt ist, wird ohne Zweifel vermuthen, daß die beiden Damen, welche Arthur am Abend vor dem in Rede stehenden Tage aus der Wohnung der Katze kommen sah, dieselben sind, welche Cartentierce wieder erkannte, als er den Schuhmacher zu besuchen beabsichtigte; — und in der That ist diese Vermuthung richtig.

Wir wollen hier mit wenigen Worten die Geschichte dieser Frau erzählen:

Sie war, wie wir aus den Erinnerungen des Grafen gehört haben, die Tochter jener älteren Frau, und ihr Vater der Wirth eines Kaffeehauses zweiter Klasse gewesen. In ihrer Jugend hatte man sie sich völlig selbst überlassen; Niemand kümmerte sich um sie, ihre Aeltern hatten mit dem Geschäft zu thun, durch welches sie sich ihren Unterhalt erwarben, das junge Mädchen wurde sogar häufig dazu gebraucht, die Gäste bedienen zu helfen, und in diesem gefährlichen Treiben wuchs sie heran. Auf solche Weise nur mit dem ma-

teriellen Leben und dessen Schönheiten bekannt, entfaltete sich das Kind zur Jungfrau. Täglich in der Gesellschaft von Männern, die dem unerfahrenen Mädchen Höflichkeiten und Schmeicheleien sagten, war es kein Wunder, wenn ihre Eitelkeit, dieser böse Dämon der Frauen erwachte, aber dennoch blieb sie reinen, und unverdorbenen Herzens, ein fröhliches, unschuldiges Kind, unberührt von dem bösen Beispiele ihrer eigenen Mutter, einem in jeder Beziehung verderbten Weibe. — So schloß sie die erste Periode ihres Daseins; so trat sie in das Haus des Gatten, fast noch ein Kind, denn sie zählte bei ihrer Verheirathung kaum sechszehn Jahre; aber ihre Mutter hatte diese frühe Verbindung veranlaßt, theils um sich der Sorge für die Tochter, obgleich ihr einziges Kind, zu entledigen, theils weil sie kokett genug war, noch immer Ansprüche auf ihre Reize zu machen, die durch die aufblühende Schönheit des jungen Mädchens mit jedem Tage mehr verdunkelt wurden.

So war sie aus dem Kinde eine Frau geworden; aber sie war doch immer noch ein Kind, ein harmloses, freundliches Kind, leicht zu lenken, keinen anderen Gram kennend, als vielleicht den, ein Kleid nicht vollständig nach Wunsch passend zu sehn. Sie liebte ihre Eltern, sie hatte ihnen gehorcht, wie es sich geziemte, und sie hielt es für eben so leicht, ihren Mann zu lieben und ihm zu folgen; an Diesen war es, die Fehler einer vernachläßigten Erziehung wieder gut zu machen, es wäre ihm ein Leichtes gewesen, dieses weiche Herz zu bilden und stark zu machen in dem Bewußtsein der Tugend. Aber dieser Mann gehörte selbst zu jenen elenden, charakterlosen Menschen, denen kein Gedanke von dem edleren Principien der menschlichen Natur inne wohnt. Durch seine Liederlichkeit in Schulden gestürzt, hatte er diese Heirath nur geschlossen, um seine Vermögensumstände zu verbessern, und als er seinen Zweck erreicht sah, überließ er sich nach wie vor seinem ausschweifenden Leben.

Seine arme, verlassene, kleine Frau saß zu Haus, betend und

weinend oft bis spät in die dunkle Nacht; Anfangs mit ängstlicher Furcht den Gatten erwartend und sorgend, daß ihm ein Unfall zugestoßen sein könnte; doch wenn sie dann endlich seinen wohlbekannten Tritt im Vorzimmer vernahm und freudig aufspringend ihm entgeneilte, hörte sie wohl gar rauhe, unzarte Worte, die schneidend ihr Herz durchdrangen, daß sie sich stumm abwendete, um die Thränen zu verbergen, die sich mit Gewalt aus ihren von Müdigkeit schmerzenden Augen drängten. —

Das war die erste Zeit ihrer Ehe.

Dann aber hörte sie allmälig auf, zu sorgen und sich zu ängstigen, wenn sie des Nachts spät im einsamen Zimmer saß. Nicht mehr wie sonst lauschte sie mit freudiger Erwartung auf den Fußtritt eines Nachtschwärmers, der in der Entfernung auf dem wiederhallenden Pflaster nach Haus eilte; sie öffnete nicht mehr tausendmal das Fenster, sich rücksichtslos der kalten Nachtluft aussetzend, um die schweigende Straße nach ihm hinabzuschauen; nein, sie saß schweigend und häufige Thränen in den sonst so klaren Augen in einer Ecke des Sopha, und wenn sie weinte, weinte sie über sich selbst und über ihr unglückliches Schicksal, an einen Mann gefesselt zu sein, der sie vernachlässigte. — Und wenn er dann zu ihr in's Zimmer trat, verbarg sie die Spuren ihres Trübsinns und hieß ihn mit gleichgültiger Stimme willkommen.

Bald nachher kam die Zeit der Reflexionen.

Da begann sie, ihr Leben mit dem ihrer Freundinnen zu vergleichen, die in glücklicheren Verhältnissen lebten, sie fragte sich, warum sie doch ein so hartes Schicksal verdient habe, warum doch Andere glücklich sein könnten, weshalb sie es nicht wäre, und ob es denn kein Mittel gäbe, es zu werden.

Diese Zeit dauerte sehr lange; sie konnte zu keinem Resultat gelangen, aber während dieser Zeit entfremdete sich ihr Herz immer mehr ihrem Manne; sie fing an, ihn nicht mehr zu achten.

Von dem Rande des Abgrundes, an welchen sie diese gefährlichen Träumereien ihr selbst unbewußt geführt hatten, wurde sie indessen durch das beseligendste, reinste Gefühl des Weibes zurückgerissen. Sie betrachtete ihren Manne abermals von einem anderen Standpunkte, als den Vater des Kindes, welches sie unter ihrem Herzen trug. — Bei der Geburt desselben lernte sie die Katze kennen.

Dieses Weib war nicht nur lasterhaft, — nein sie war auch eine Verbrecherin; auf ihrem blutbefleckten Gewissen lastete eine Schuld, die das Gesetz der Menschen mit dem Tode bestraft. Wir werden späterhin auf diese schreckliche That, die bedeutungsvoll in unsere Geschichte eingreift, zurückkommen.

Und dieses entsetzliche Weib mit der fluchbeladenen Hand, mit dem entmenschten Gefühle des kaltblütigen Verbrechens, setzte sich an das schuldlose, fromme Bett jener verlassenen, kleinen Frau, von ihrem fühllosen Gatten selbst in jener Zeit verlassen, wo sie die schönen Träume einer glücklicheren Zukunft verwirklicht zu sehen glaubte, und ihr Athemzug wehte die an, die bis dahin so rein, so schuldlos war, wie der giftige Thau auf die jugendliche Blüthe fällt, die sich frisch und fröhlich dem Morgen zu entfalten strebt.

Da kamen nun zuerst die allgemeinen Gespräche über die schlechten Eigenschaften der Männer, über den Wankelmuth, über die Treulosigkeit derselben, dann die Anwendung dieser Unterhaltung auf die trübe Lage der jungen Frau, und wie ungerecht es doch eigentlich sei, daß das schwächere Geschlecht so ruhig Alles dulden und tragen müsse, ohne das Vergeltungsrecht zu üben, und daß man es im Grunde genommen, keiner Frau verargen könne, wenn sie sich zu entschädigen suche und noch vieles Andere, welches die Verlassene anfänglich mit dem Unwillen eines noch unverderbten Gemüthes anhörte. Aber bald genug gefiel sie sich in dem Gedanken, daß es in ihrer Macht stände, sich für die ihr zu Theil werdende Vernachlässigung und üble Behandlung zu rächen. — Dieses Gefühl ist dem

Menschen so natürlich. — Wir schmeicheln uns selbst mit dem Bewußtsein einer gewissen Großmuth, daß wir das nicht thun, was wir doch thun könnten, wir gefallen uns in dieser Rolle, während unsere Pflicht uns gebietet, so und nicht anders zu handeln, und überreden uns endlich selbst, daß es nicht Arges, vielmehr etwas sehr Einfaches, Naturgemäßes sei, das Gegentheil zu thun; wir bewundern uns selbst in dieser seinsollenden Hochherzigkeit, bis diese Selbstbewunderung uns endlich dem Verderben in die Arme führt. —

Und nun, um ihren Zustand noch trüber, noch elender zu machen, nun kamen auch noch andere Sorgen hinzu, die sie bisher nicht gekannt hatte; die Sorge für ihren Unterhalt, denn ihr Mann verschwendete ihr Vermögen leichtsinnig und ohne sich um die Folgen zu kümmern. Er hatte seine vierteljährliche Gage bereits auf ein ganzes Jahr bei einem dienstfertigen Geldmäkler versetzt, und in der Wirthschaft mangelte es an dem Nothdürftigsten. —

Es war ein bitteres, ein sehr bitteres Gefühl für die junge Frau, als sie sich genöthigt sah, die Hülfe ihrer Aeltern in Anspruch zu nehmen, denn diese, Vater sowohl, als Mutter waren ungeachtet ihres einträglichen Geschäftes, geizig und habsüchtig. Doch sie überwand jenes Gefühl; aber auch der letzte Rest der Achtung, welche sie für ihren Mann gefühlt, verschwand in dem unwürdigen Benehmen desselben, bei der kriechenden Erbärmlichkeit, mit welcher er die harten Worte des Schwiegervaters hinnahm, ohne auch nur im Mindesten seine Lebensweise zu ändern.

Wenige Wochen nach der Geburt starb ihr Kind, dies kleine, liebliche Wesen, dessen Anblick sie so oft ihren unsäglichen Kummer vergessen gemacht hatte, sie stand wieder allein, verlassen da; das Gefühl der Mutterliebe hätte sie vielleicht rein und von Sünde frei erhalten. Aber so hatte sie Niemand, mit dem sie sich über ihre Lage hätte aussprechen können, nichts, was sie zerstreuen konnte. Ein leicht erklärliches Gefühl der Schaam hielt sie davon zurück,

ihrer Mutter offen und ohne Rückhalt ihre bedauernswerthe Stellung mitzutheilen; außerdem war diese Frau, nachdem was wir über sie gesagt, nicht dazu geeignet, die Lehren der Tugend in der Tochter wach zu halten, ihre Freundinnen hatten sich von ihr zurückgezogen, da war nur jenes Weib geblieben, welches unter der Maske erheuchelter Freundschaft sich an sie drängte, und unter dem Scheine des Trostes die Worte der Versuchung in ihr leicht empfängliches Ohr flüsterte.

So fiel diese Frau. —

Sie fiel, und hatte doch einst ein Herz gehabt, ein Herz, so rein, so fromm, so voll Tugend und Weiblichkeit, ein Herz voll Liebe und Hingebung, das einen Anderen selig gemacht haben würde in ihren Armen; sie fiel —

„— — — eine welke Blume,
von der Paradiesesrose Weib.“ — — —

„**C'est les premier pas, qui coûte,**“ sagt ein französischer Schriftsteller, und nichts ist wahrer als dieses Wort.

Der erste Schritt war geschehen, und was noch schlimmer für sie war, jenes Weib hatte sie dazu verführt, und die Verführerin kettete sich mit der Riesenkraft des Mitwissens an die Verbrecherin.

Wir wollen keine Einzelnheiten dieser Vorfälle erwähnen, es sei genug, wenn wir sagen, daß diese bedauernswerthe Frau nachdem sie noch einige Jahre in diesem Verhältnisse gelebt, von ihrem Manne geschieden wurde und in das älterliche Haus zurückkehrte.

Ihre Aeltern hatten indessen das bisher betriebene Geschäft aufgegeben, und empfingen die Tochter mit schlecht verhehltem Widerwillen, sie sahen sie als eine widerwärtige Last an, und suchten ihr Unglück eher zu erschweren als zu erleichtern.

In dieser Lage war es wieder die Katze, welche als Verführerin zu ihr trat.

Einer der besten Kunden dieses Weibes war nämlich der alte Herr, den die Mutter Wegener schon beschrieben und den wir bereits

flüchtig kennen lernten, denn es war derselbe, mit welchem Carten-tierce das Rencontre in der Spandauerstraße hatte, als er die kleine Mairose gegen die Zudringlichkeiten dieses Wüstlings in Schutz nahm. Der Herr von Bok gehörte zu jener Klasse von Männern, die in Sünde und Laster ergraut sind, die nicht die leiseste Ahnung von einem anderen Genuß, als dem ihre Sinne haben, die kein Mittel, selbst das niedrigste, das erbärmlichste nicht scheuen, ihren Zweck zu erreichen. — Er hatte jene kleine, blonde Frau gesehen, und ließ ihr durch seine Verbündete die Katze, nachdem er auf andere Art vergeblich versucht hatte, seine Absichten zu erreichen, den Antrag machen, ihn zu heirathen. Unter den Umständen, in welchen sie sich befand, mußte ein solcher Vorschlag leicht das Schreckliche verlieren, das in dem Gedanken lag, ihr Leben an der Seite eines Mannes zu vertrauern, der außer seinem Alter noch so viele andere, unliebenswerthe Eigenschaften besaß; auch ihre Aeltern drangen in sie, diesen Antrag nicht zurückzuweisen, aber dennoch hatte sie sich bisher hartnäckig geweigert, ihr Jawort zu geben, obgleich auch die Katze alles Mögliche aufbot, sie zu überreden, da ihr der Baron einen bedeutenden Lohn versprochen hatte, wenn er sich am Ziel seiner Wünsche befände. — Dieses Weib hatte durch die Scheidung der Verführten einen großen Theil des Einflusses eingebüßt, welchen sie bisher auf ihr Opfer geübt, denn das Geheimniß, dessen Mitwisserin sie war, hatte an Werth verloren, seitdem Jene keine Rücksichten mehr hatte, es mußte ihr aber Alles daran liegen, dieselbe abermals in einem Verhältnisse zu sehen, in welchem sie wieder ihre frühere Gewalt in Ausübung bringen konnte.

Aber mögen auch die sogenannten starken Geister mit trotziger Stirn behaupten, daß es im Leben nichts von dem giebt, was man die göttliche, ewige Vergeltung nennt, mögen sie es immerhin ausschreien für ein thörigtes Mährchen, erfunden in einer königlichen Ammenstube, dieses unmündige Kind, das Volk am Gängelbande zu

leiten, mag Mancher, der ohne seine Schuld im Elend schmachtet an diesem schönen, trostbringendem Gefühle verzweifeln, dennoch giebt es, und nicht etwa erst in jener unenthüllten, räthselhaften Zeit unseres kommenden Seins oder Nichtseins, nein es giebt bereits in diesem Leben, in diesem Zwitterleben der Materie und des Geistes, überall und ewig jenes unveränderliche, naturgemäße Gleichgewicht des Rechts und Unrechts, welches wir die Vergeltung nennen, nicht die Vergeltung, die der Mensch an dem Menschen übt, und durch das Wort „Gesetz" zu einem nicht angemaßten Vorrecht des Stärkeren sanctioniren möchte, nein es giebt eine Vergeltung, eine lohnende, eine strafende Vergeltung, in uns und durch uns selbst, und in dem Princip dessen, was dieselbe herbeigerufen, ihre innerste, eigentlichste Grundlage findend.

Diese Frau, diese arme, unglückselige Frau hatte gesündigt, und aus dieser Sünde wuchs langsam und riesengroß ihre Strafe empor. Sie hatte gesündigt gegen jenes schöne, innige Gefühl, welches rein und klar in dem Busen eines jeden Weibes schlummert; in diesem Gefühl fand sie ihre Strafe. —

Sie liebte!

XIV.

Fortsetzung.

Henriette, wir haben diese Frau, welche in den Episoden unserer Erzählung eine nicht unwichtige Rolle spielt, bereits mit diesem Namen genannt, Henriette hatte an demselben Tage, an welchem sie mit ihrer Mutter zu der Katze gehend, dem Grafen von Cartentierce begegnete, eine Unterredung mit dem Manne gehabt, welchen sie liebte.

Dies war ein junger, talentvoller, ehrgeiziger Mann, ein Maler, der seine Kunst über Alles liebte, und welcher dabei ein tiefes, ehrliches Gefühl für Recht und Tugend besaß. Er hieß Victor Reimann. Seine Vermögensumstände waren indessen durchaus nicht glänzend zu nennen; er erwarb durch seine Kunst so viel, als er gebrauchte, um seinem Stande gemäß auftreten zu können, und all' sein Streben war darauf hingerichtet, sich über die Hindernisse, welche sich seinem Genie entgegenstellten, hinweg zu arbeiten, um dereinst eine Stellung einzunehmen, die, wie sein Bewußtsein ihm sagte, seinen Talenten, seinem Genie gebührte. Alle diese Umstände und Verhältnisse erlaubten ihm für den Augenblick nicht, eine für das

Leben dauernde, seinem Streben hinderliche Verbindung anzuknüpfen, und offen und ehrlich, wie sein Charakter war, hatte er nicht einen Augenblick angestanden, bereits im ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit Henrietten darauf hinzudeuten. Freilich, wenn er sie geliebt hätte, dürfte seine jugendliche Leidenschaft ihn vielleicht zu einem so unüberlegten Schritte hingerissen haben; — aber dies war nicht der Fall. — Sie hatte ihm dagegen gesagt, daß sie im Begriff wäre, eine sogenannte glänzende Parthie zu machen, daß sie aber um seinetwillen auf Glanz und Reichthum Verzicht leisten, daß sie nur ihn, keinen Andern lieben könne und wolle, sie hatte mit all' diesen Koketterien, die das liebende Weib so verführerisch anzuwenden weiß, einen tieferen Eindruck auf ihn hervorzubringen versucht; aber vergeblich.

Sie hatten sich gegenseitig ein Rendezvous bei Gelegenheit einer jener matinées gegeben, die seit einigen Jahren in unserer Residenz so beliebt geworden; — und das war auch eine jener tragischen Mysterien, welche wir nicht erst in dem Buche eines Romantikers aufzusuchen haben, sondern die sich täglich vor unsern Augen ereignen, das Zusammensein dieser beiden jungen Leute in so verschiedenen Gemüthsstimmungen dort an jenem Orte der Freude.

Ringsumher in dem Salon des Hôtel de Russie diese geputzte, plaudernde und gaffende Menge; diese hübschen, jungen Damen, mit den erwartungsvollen Gesichtchen und der reizenden Toilette, die schwere Winterverhüllung anmuthig von den üppigen Schultern zurückgeschoben und mit schelmischem Lächeln den Worten ihres Begleiters horchend, wenn eine Zwischenpause eingetreten; — diese alten Frauen und Jungfrauen sehr ernst und aufmerksam dasitzend, sich mit dem parfümirten Taschentuch Kühlung zuwehend, als wollten sie zeigen, daß ihnen auch noch warm werden könne, und dann und wann einen strengen Blick auf ihre jugendlichen Nachbarinnen werfend, oder mit einem heiseren, unwillig leisem Zischen zur Ruhe mahnend; — diese bejahrten Herren im schwarzen Frack und weißer Cravatte,

ein sehr großes Operuglas in der Hand haltend und eine auftretende Sängerin mit aufmerksamen Ernst betrachtend, bis ihnen der zitternde Arm erlahmt, und sie sich dann zu dem Nebenstehenden mit den Worten wenden: „Noch immer gut conservirt diese Kleine; — sie hält sich lange, auf Ehre!“ — Und dann diese backenbärtigen Lions, mit lauter Stimme Ruhe gebietend, das schildpattene Lorgnon in den rechten Augenwinkel geklemmt, an irgend eine Ecke lehnend in einer sehr malerischen Stellung, die sie in dem Attelier eines Bekannten, oder auf dem Museum studiert, und beim Abtreten einer Künstlerin in die Hände klatschend, daß die Knöpfchen von den engen Handschuhen abspringen, oder laut mit der Stimme eines Kunstkenners rufend: „Sehr brav! Auf Ehre, sehr brav. Bei Gott, sie war heut sehr bei Stimme!“ und noch viele andere Worte, die alle von ihrem Geschmack für die Leistungen der Kunst und Austern zeigen, mit denen sie nachher von dem Concertgeber bewirthet werden; — dann die Recensenten, mit ihren wohlgenährten Gesichtern und sehr breitem Rücken, die Bleifeder und das Notizbuch in der Hand, dieses inhaltschwere Notizbuch, vor dem die Künstler zittern und das die Laien mit ehrerbietiger Scheu betrachten, sich leise anstoßend und in die Ohren flüsternd: „Haben Sie gesehen? Er hat eben ein Kreuz gemacht; er glaube, er wird sie morgen reißen! — „Dies Alles und noch vieles Andere war dort im Saale zu sehn und zu hören, wie z. B. das Lachen der Menge über den Vortrag eines beliebten Komikers, die rauschende Musik des Orchesters, mit dem taumelnden Wirbeln der Pauken, dem lustigen Schmettern der Trompeten, dem klagenden Tone der Flöte, dem phantastischen Pizzicato der Geigen, und inmitten dieses tollen Lärmens und Treibens, unbeachtet von den umringenden, gleichgiltigen Gesichtern, saß diese bleiche Frau in der kleinen, zitternden, unter dem schweren Sammetshawl verborgenen Hand die des Mannes haltend, den sie liebte, den sie anbetete, und der sie kalt und streng von sich zurückwies.

„Victor,“ flüsterte sie endlich, und die Ueberzeugung, daß das Concert bald zu Ende, und auch diese Gelegenheit, sich zu sehen vorüber sein würde, gab ihr Kraft zu den Worten, bei denen ihr vorher die Stimme versagt hatte; „Victor, wir werden nur noch wenig Zeit haben zu sprechen. Du weißt, daß man mich nachher abholt. — Victor, mein theurer Victor, hast Du mir gar nichts zu sagen?“

„Was soll ich Dir noch sagen, Henriette? — Ich habe Alles noch einmal überlegt und —“

„Und?“ fragte sie hastig den Zögernden.

„Und gefunden, daß ich Dir das noch einmal sagen muß, was Du schon früher von mir gehört.“

Die unglückliche Frau stieß einen halbunterdrückten Schrei aus, der unbeachtet in der rauschenden Musik verklang, nur eine alte Dame, mit einer langen Pleureuse auf dem Hut und sehr vielen falschen Locken und Zähnen, wendete sich um, und sah sie mit einem strengen, mißbilligenden Blick an; Henriette versuchte auszusehen, als ob sie gelacht hätte; es gelang ihr, aber ihr war, als ob das Gefühl jahrelanger Leiden in diesem einzigen Augenblick wahnsinniger Qual zusammenschrumpfe.

„Victor,“ fuhr sie nach einer Pause fort, während die fürchterliche Angst ihre Stimme fast unhörbar machte, und ihre Hand eiskalt wurde; „Victor, Du entscheidest in diesem Augenblick über mein Leben. — Heut Nachmittag soll ich dem Baron mein Jawort geben, oder der Vater weis't mich aus seinem Hause. — Er wird nur allzu gewiß Wort halten!“

„Er meint es gut mit Dir. — Sei ruhig, ich bitte Dich. — Warum willst Du diese Heirath ausschlagen, die nur in jeder Beziehung vortheilhaft für Dich ist.“

„Weil ich Dich liebe! — Weil ich nicht leben kann ohne Dich!“

„Doch, Du wirst. — Du wirst sogar in diesem Verhältniß

glücklich sein, während wir uns auf andere Weise beide zu Grunde richten."

Sie sah ihn eine lange Minute hindurch an, mit den großen, thränengefüllten, vorwurfsvollen Augen. Dann sagte sie: „Nun gut, — ich will nicht Dein Weib werden, Victor;" und während sie diese Worte sprach, zitterte ihre Stimme nicht mehr, auch ihre Hand lag fest in der seinen, wenn sie gleich kalt blieb wie Marmor. — „Du bist unbeugsam in Deinen Grundsätzen; ich bin ein verworfenes, sündiges Weib in Deinen Augen. — Aber Du wirst Jemand brauchen können, der Dein Zimmer reinigt, der Deine Sachen in Ordnung hält; ich will dies thun. — Hörst Du, ich will Deine Magd sein, ich will noch mehr; ich will Dir Alles, Alles geben, was ich noch habe, ich will Deine Maitresse sein!"

„Pst! — Sprechen Sie doch nicht immer so laut;" sagte die alte Dame sich wieder umdrehend, und strich sich die Locken zurück. — „Sie stören ja die ganze Gesellschaft." Und dann wendete sie sich wieder zurück, um dem Schluß der Arie zuzuhören, die ein sehr kleiner Tenorist eben beendete, und während Alles ringsumher in die Hände klatschte und Bravo rief, war auch nicht Einer da, der daran dachte, daß in diesem selben Augenblick ein armes Herz in unsäglichem Kummer brach. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittage, oder besser am Mittage, denn dieser feurige Liebhaber hatte sich nicht die Zeit zum Essen genommen, um keinen Augenblick zu versäumen, saß der Herr von Bok, im Vorderzimmer der Katze, der Ankunft seiner Geliebten und deren Entscheidung entgegenharrend. Vor ihm standen die Reste eines schnell improvisirten Frühstücks, eine halbgeleerte Weinflasche und etwas kalte Küche.

Er gewährte wirklich ein sehr schönes Bild in sich aufgeblasener, selbstzufriedener, behaglicher Dummheit, wie er da in der Ecke

des Sopha saß, sich mit einem silbernen Zahnstocher im Munde umherstöbernd, oder einen Schluck Wein nehmend, oder seinen langen Schnurrbart, den er jedesmal in das Glas tauchte, mit der Zunge, auch wohl mit den Fingern abwischend, einen langen, borstigen Schnauzbart, der einen Bürstenbinder mit heimlicher Freude erfüllt haben würde.

Seitwärts von ihm, am Fenster saß die Katze, von Zeit zu Zeit auf die Straße hinabblickend.

„Sagen Sie 'mal, Duenna," begann er endlich nach einer langen Pause, denn er pflegte diese Frau gewöhnlich mit jenem Titel anzureden, den er für sehr gewählt und vornehm klingend hielt; „sagen Sie mal Duenna, ich habe schon mehre Nächte nicht vor dem Gedanken schlafen können, der mir neulich eingefallen ist und der mir seither sehr viel Unruhe gemacht hat; sagen Sie, würde es mir nicht sehr gut stehen, wenn ich meinen Bart schwarz färbte! — Ich habe häufig die Erfahrung gemacht, daß ein schwarzer Schnurrbart viel Effect bei den Damen macht, selbst wenn er nur gefärbt ist."

Die Katze erwiederte indessen auf diese wichtige Frage, daß ihr ein blonder Bart besser gefalle, als ein schwarzer, und daß, ihrer Meinung nach, sein Gesicht durchaus keiner weiteren Zierde bedürfe, sondern hübsch genug sei, worüber der ältliche Herr sehr erfreut lächelte und sich dabei mit dem Zahnstocher den Gaumen blutig stieß, indem er sagte, die Duenna sei eine kleine Schmeichlerin, indessen habe er selbst die Ueberzeugung, daß sein Gesicht sehr geeignet dazu sei, einen sehr tiefen Eindruck auf irgend ein weibliches Herz zu machen, doch könne er es sich durchaus nicht erklären, warum diese kleine Frau ihn bisher so spröde behandelt habe, worauf er abermals ein sehr lehrreiches Gespräch über die gefärbten Schnauzbärte begann, welches damit endete, daß er die Katze um ein Stück altes Zeitungspapier ersuchte, den übrig gebliebenen Rest eines Schinkenstückes

und etwas Schweizerkäse darin einzuwickeln, das er sich als Abendbrod mit nach Haus nehmen wolle. — Die Katze, obgleich sie den ekelhaften Geiz dieses Mannes kannte, den sie nichts destoweniger bei jeder anderen Gelegenheit zu prellen wußte, lächelte dennoch unwillkürlich, als sie diese Victualien in der Tasche seines Rockes verschwinden sah, worauf der ökonomische Herr indessen nicht weiter achtete, sondern ruhig in seiner früheren Unterhaltung fortfuhr:

„Nun, ich bin der That neugierig, wie sich diese kleine Frau benehmen wird," sagte er, sich wieder in seine früheren Stellung begebend. — „Sie wird mir keinen Korb geben, davon bin ich überzeugt, — nicht wahr? — Meint Ihr nicht auch Duenna."

„Sie wird doch ihr Glück nicht mit Füßen von sich stoßen;" entgegnete die Katze.

„Sehr richtig gesagt. — Ja wohl ich werde ihr Glück ausmachen, ihr Glück, ihre Freude, ihre Wonne! Pah," fuhr er nach einer Pause fort; „und selbst wenn sie nicht wollte, wird sie doch müssen!"

„Und weßhalb muß sie?" fragte die Katze verwundert.

Der Besitzer von Boks'au stand mit sehr geheimnißvoller Miene vom Sopha auf, und näherte sich der Katze; dann zog er aus der Brusttasche seines Rockes ein großes Vorschneide-Messer heraus.

„Sehen Sie das Messer, Duenna?"

„Mein Gott, Sie werden doch nicht Gewalt brauchen wollen!"

„Gewalt? — Meine liebe Duenna, es giebt zweierlei Arten von Gewalt, eine moralische und eine physische. — Ja, ich werde Gewalt brauchen, aber nur die moralische, — Wenn sie sich weigert, werde ich sagen, daß ich nicht ohne ihren Besitz leben kann, daß ich zu ihren Füßen sterben will, oder wenn sie einen Anderen begünstigt, daß ich diesen erstechen werde. — Und wenn ich dann wirklich das Messer herausziehe, dann schreit sie, sie fällt mir in den Arm, sie bittet, und die Sache ist gemacht! — Ja, ja, ich kenne

die Weiber, Sie glauben nicht, welchen Effekt das macht. Ha, ha, ha, ha!“

Und der alte Herr lachte so herzlich und laut, daß die armen Haltekinder im Hinterstübchen erschraken, aus ihrem Mittagsschlaf emporfuhren und ängstlich und furchtsam in ihren Bettchen an einander rückten.

In diesem Augenblick rief die Katze ihm zu, daß die Erwarteten die Straße herauf kämen und öffnete das Fenster, um sich davon zu überzeugen, daß sie nicht falsch gesehen habe. Der Baron warf sich, nachdem er rasch das Messer eingesteckt hatte, in eine sehr reizende Attitüde, und bereits nach wenigen Minuten trat Henriette mit ihrer Mutter in das Zimmer. Nach den gewöhnlichen gegenseitigen Begrüßungen, und nachdem die beiden Frauen Mäntel und Hüte abgelegt hatten, sagte die Katze zu der Mutter der jungen Frau, daß sie ein neues Kleid gekauft habe, und es ihr zeigen wolle, sie möchte nur mit ihr in das Nebenzimmer kommen, und es würde wohl nichts ausmachen, wenn man diese jungen Leute einige Augenblicke allein lasse. Beide gingen darauf fort, die Thür sehr sorgsam hinter sich zumachend, und die Katze fragte neugierig, ob sich denn Henriette endlich bestimmt habe, ihre Einwilligung zu geben.

„Ich weiß nicht, was mit ihr vorgegangen ist, seitdem sie heut aus dem Concert zurückgekommen,“ entgegnete Jene; „sie sah ganz anders aus wie sonst, und hat mir keine bestimmte Antwort auf meine Fragen gegeben.“

„Sie muß in irgend Jemand verliebt sein, ich will darauf schwören,“ fuhr die Katze fort; „ich kann mir ihre Weigerung nicht anders erklären. Ja, ja, ein schlimmes Ding mit dem Verliebtsein. Wir haben das auch gehabt; nicht wahr, Frauchen?“

Und die beiden alten Weiber brachen in ein leises, wohlgefälliges Kichern aus, worauf die Katze den Vorschlag machte, an der Thür zu lauschen, um zu hören was drinnen geredet wurde. Nachdem sie indessen ungefähr eine Viertelstunde vergeblich ihr Ohr angestrengt hatten, ohne etwas Anderes, als einzelne abgebrochene Worte zu verstehen, zogen sie sich zurück und begannen sehr eifrig über das Thema zu plaudern, ob diese Hochzeit im englischen Hause oder in einem anderen Lokale gefeiert werden solle, und ob es wohl gerathen sei, den Ball durch einen Operntänzer anordnen zu lassen, oder nicht.

Als sie dies, und noch viele andere Sachen von eben solcher Wichtigkeit eine sehr lange Zeit hindurch besprochen hatten, wurde ihre Aufmerksamkeit endlich durch die Stimme des Barons gestört, der sehr laut und sehr pathetisch irgend etwas zu deklamiren schien,

sie lauschten; jetzt eine neue Pause, dann ein halblauter Schrei, das Fallen eines schweren Körpers gegen die Erde, und Alles war still.

Die Katze, welche den vorerwähnten Theatercoup des exentrischen Liebhabers ausgeführt glaubte, winkte ihrer Gesellschafterin, still zu sein; aber Diese hatte bereits rasch die Thür geöffnet und trat in das andere Zimmer.

Da stand der Baron in der Mitte der Stube, mit dem einfältigsten, rathlosesten Gesicht, welches er je gemacht, und vor ihm auf den Fußboden ausgestreckt, lag Henriette, bleich, bewußtlos, das Messer neben sich, und aus einer tiefen Stichwunde in ihrer linken Brust floß das Blut auf die blankgescheuerten Dielen hin.

„Hülfe! Mord! Hülfe!“ kreischte die Erschreckte, als sie ihre Tochter in diesem Zustande erblickte.

„Mein Gott, was haben Sie denn angerichtet, Baron?“ rief die Katze.

„Ich?“ stammelte Dieser! „Ich! — Sie hat es selbst gethan, auf Ehre. Ich glaube, sie hätte mich auch erstochen, wenn sie nicht bei sich den Anfang gemacht hätte. — Eine encouragirte Frau das!“

In demselben Augenblick wurde die nach dem Flur führende Thür des Zimmers heftig aufgestoßen, Arthur stürzte herein, während sich ihm der größte Theil der Hausbewohner, mit allerlei phantastischen Waffen, als Ofengabeln, Besen, Feuerzangen und anderen Gegenständen bewaffnet, nachdrängte.

„Was giebt's, was ist hier vorgefallen?“ rief der eintretende junge Mann, bestürzt bald auf die am Boden liegende, blutende Frau, bald auf die Umstehenden blickend.

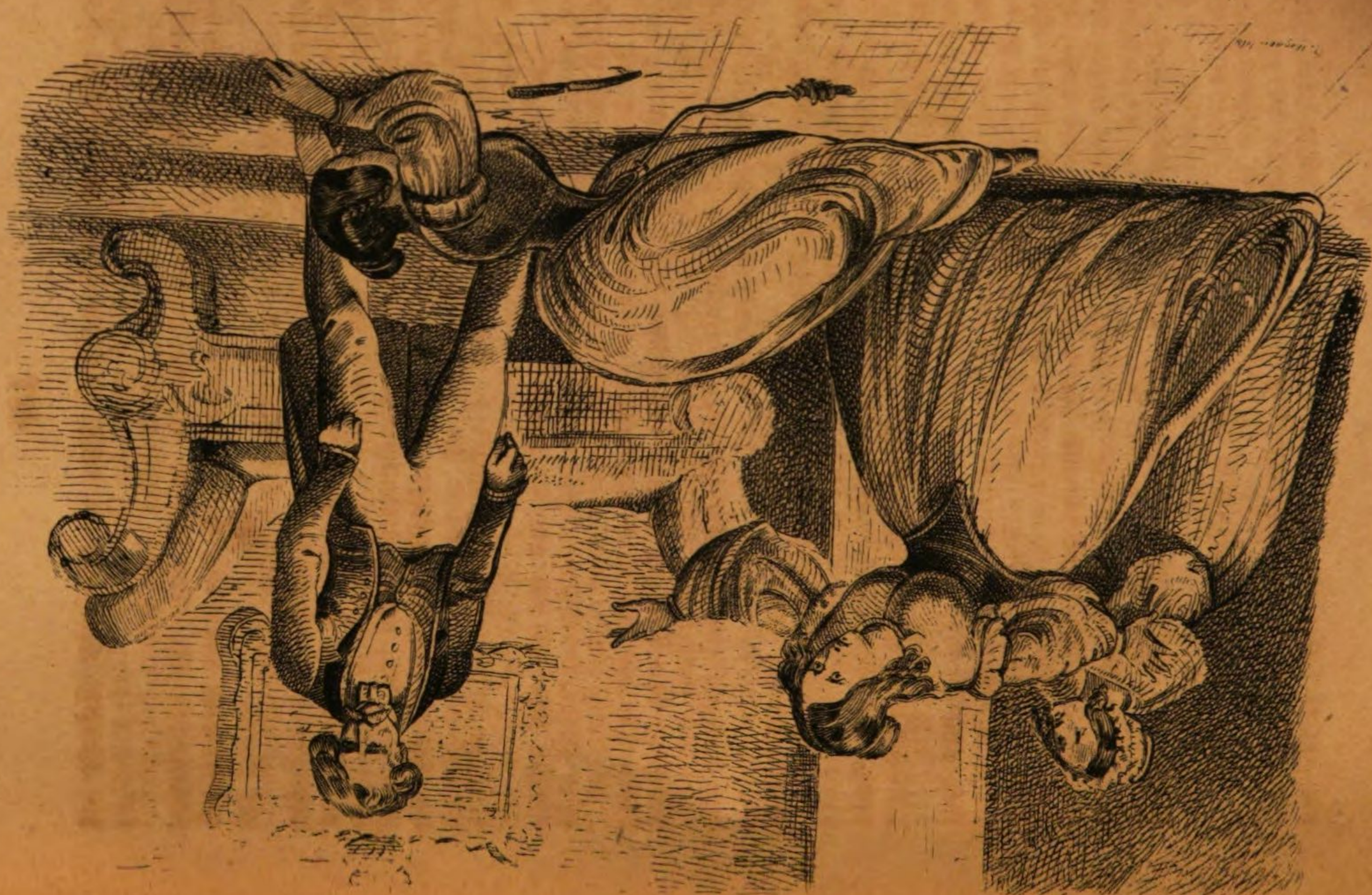
„Es ist nichts vorgefallen, was Sie angehen könnte, mein Herr;“ sagte die Katze. „Ich bitte, verlassen Sie meine Wohnung. — Und Sie Frau, hören Sie auf zu schreien, und helfen Sie Ihre Tochter in das andere Zimmer tragen, ich werde sogleich zum Arzt schicken!“

Arthur schien indessen wenig geneigt, sogleich dem Befehle der Katze zu gehorchen. Während Henriette von dem Baron, der endlich seinen geringen Verstand wieder erhalten hatte, und ihrer Mutter aufgehoben und auf das Sopha in der Nebenstube gelegt wurde, entgegnete er trotzig:

„Wozu ruft man nach Hülfe, wenn keine Hülfe nothwendig ist, — Ich will es wissen!“

„Ja wohl, wir wollen es wissen!“ wiederholte die Schaar der Hausbewohner im Chor.

Es ist unzweifelhaft, daß hier eine Verwundung stattgefunden, Madame;“ sagte der lange Herr, sehr würdevoll das Wort neh-



mend. — „Alphons, geh' und hole das Buch herunter, den unentbehrlichen Rathgeber bei Quetschungen, Verrenkungen, Knochenbrüchen, Schuß, Hieb und Stichwunden. Vielleicht ist diese Dame Willens, darauf zu subscribiren. Dies Werk mit sehr schönen Stahlstichen illustrirt, erscheint in wöchentlichen Lieferungen, —"

„Mein Herr," unterbrach die Katze den thätigen Literaturförder, indem sie sich an Arthur wendete, einsehend, daß es ihr nicht so leicht gelingen werde, diese neugierige Menschenmenge zu beschwichtigen; — „haben Sie die Güte, diese Leute aufzufordern, dies Zimmer zu verlassen, und eilen Sie dann zu einem Arzte, der sein Verbindzeug mitbringen soll. — Mein Gott, was ist das für eine traurige Geschichte!"

Den Anstrengungen Arthurs, der sich in diesen Bemühungen außerdem durch seine neuen Freunde, den langen und den kleinen Herrn, unterstützt sah, gelang es wirklich, die Eingedrungenen aus dem Zimmer der Katze zu entfernen, worauf er, ohne sich erst Zeit zu nehmen, Mantel und Hut zu holen, die Treppe hinabeilte, um ärztliche Hülfe herbeizurufen.

Glücklicherweise war ein wenige Häuser entfernt wohnender Wundarzt zu Haus, und sogleich bereit, ihm zu der Verwundeten zu folgen. — Nur mit Mühe konnten sie sich indessen durch die dichte Menschenmenge, die sich bereits vor dem Hause versammelt hatte, Bahn brechen und die Treppe hinaufgelangen, wo bereits ein Polizeibeamter angekommen war, um sich zu überzeugen, ob dieser Vorfall sein etwaniges Einschreiten erfordere. Da dies indessen nicht nöthig war, entfernte er sich und forderte nun die Neugierigen auf, sich zu zerstreuen, worauf sich auch der größte Theil derselben entfernte, denn diese Leute sind meistentheils alle Mal dann zufrieden gestellt, wenn es die Behörde ist.

Der Wundarzt untersuchte nun die Verletzung der Verwundeten, die sich glücklicherweise als nicht gefährlich auswies, da der Stoß eine Ribbe getroffen, das Messer aber von derselben abgeglitten war, und durchaus keine edleren Theile verletzt hatte, wenn gleich die Wunde weit von einander klaffend, im ersten Augenblick eher lebensgefährlich, als nicht schien. — Während dessen gewann der Herr von Bok, der sich endlich von seiner hirnerschütternden Ueberraschung erholt hatte, die nöthige Zeit, um der Katze den Vorfall zu erzählen, der diese unerwartete Scene herbeigeführt. Aus dieser ziemlich verwirrten, und mit den häufigen Betheuerungen „auf Ehre! Bei meinen Stammgütern," und anderen Ausrufungen unterbrochenen Erzählung ließ sich so viel abnehmen, daß der ältliche Liebhaber sich genöthigt gesehen hatte, zu dem unfehlbaren Mittel des Messerergrei-

fens seine Zuflucht zu nehmen; als er aber mit dem schönen Ausruf: „Nun denn grausames, hartherziges Weib, so sieh mich denn hier zu Deinen Füßen verbluten!“ das Messer aus seiner Tasche zog, und sich die Weste aufknöpfte, um diese Scene recht naturgetreu darzustellen, und zugleich jenes Kleidungsstück nicht zu beschädigen, wie es ihm schon einmal bei einer solchen Gelegenheit gegangen, wo er einen ganz neuen, schwarzen Leibrock, gerade auf der Stelle des Herzens durchstochen hatte, entriß sie ihm, wie er auch vorausgesehn, das Messer, aber anstatt es wegzuwerfen und ihm in den Arm zu sinken, wie dies sonst so gewöhnlich ist, stieß sie, das Heft mit beiden Händen umklammernd und die Spitze gegen sich selbst kehrend, es sich in die Brust, ehe der Ueberraschte auch nur Zeit hatte, etwas Anderes zu denken, als daß er glücklich seine Weste vor weiterem Schaden bewahrt hätte. Einige undeutliche Worte, die sie aussprach, als sie, zu Boden sinkend, das Messer wieder aus der Brust riß, habe er nicht verstehen können, doch glaube er den Namen Victor oder Hector gehört zu haben, was um so seltsamer sei, da er keinen derselben führe, sondern vielmehr Heinrich heiße.

Dieser allerdings sehr merkwürdige und ihm unerklärliche Umstand, wurde ihm die Quelle eines tiefen Nachdenkens, aus welchem er endlich durch die Bemerkung der Katze geweckt wurde, daß er lieber fortgehen möge, da er hier doch nur im Wege sei, und sein Anblick den Zustand der Verwundeten, die man in einer herbeigeholten Kutsche nach Haus bringen wollte, eher verschlimmern, als bessern würde.

Obgleich er den Grund dieser Bemerkung nicht recht einsah, gehorchte er doch, da er seit sehr langer Zeit gewohnt war, den Anordnungen dieser Frau Folge zu leisten. Er griff nach Hut und Stock, sagte, daß er morgen wiederkommen würde, um sich nach dem Befinden seiner kleinen Braut zu erkundigen, und daß man ihm den Rest Rothwein, der noch in der Flasche geblieben, verwahren möge, und stieg dann die Treppe hinab, immmer noch mit den Gedanken über diese merkwürdigen Vorfälle beschäftigt, bis sein Ideengang auf der Straße eine andere Richtung bekam, als er zufällig die kleine Näherin begegnete, die Cartentierce, wie wir bereits gesehen, vor seinen lästigen Anträgen glücklicherweise in Schutz nahm. —

XV.

Eduard.

Selbst auf die Gefahr hin, den Vorwurf zu erdulden, daß es darauf abgesehen sei, diesen Abschnitt unseres Buches mit einem tüchtigen Knalleffect zu beschließen, müssen wir dennoch einen Blick auf jenen jungen Mann werfen, der in der Wolfsschlucht von diesen herzlosen Gaunern geplündert worden war.

Es war ein schreckliches Erwachen für ihn, als er aus den wilden, entsetzlichen Träumen wieder zu sich selbst kam, die seinen erschöpften Körper in den Zustand einer schlafähnlichen Bewußtlosigkeit versetzt hatten.

Verstört, hastig emporfahrend, rieb er sich die Augen, noch einen einzigen, hoffnungsathmenden Moment glaubend, daß er all' dies Entsetzliche nur geträumt habe, diese schrecklichen Augenblicke, in denen er seinen guten Namen, seine Stellung, die Achtung seiner Mitmenschen, Alles, Alles verloren hatte; — aber das war kein Spiel seiner aufgeregten Phantasie gewesen, das war Wahrheit!

Er stand auf, er wusch seine heiße, fieberglühende Stirn mit frischem Wasser, er trank von demselben ein Glas nach dem andern, bis die auf dem Tische stehende Flasche geleert war, er wußte kaum, was er that, seine Gedanken waren einzig und allein auf seine Schande, auf seine Entehrung gerichtet, die nicht nur ihn allein, nein seine ganze Familie treffen mußte.

Er warf sich auf einen am Fenster stehenden Stuhl. — Er dachte an seinen Vater, der eine unbedeutende Stellung bei der städtischen Verwaltung in seiner Vaterstadt eingenommen hatte, und nur

mit einer sehr geringen Pension seine Familie unterhielt, er dachte an diesen ehrwürdigen Greis mit den grauen Haaren, der ihm das Gefühl für Recht und Unrecht so tief eingeprägt, der ihm jedesmal die alte, zitternde Hand segnend auf's Haupt legte, wenn er von ihm Abschied nahm; er dachte auch an seine beiden Schwestern, die ihm sein kleines Stübchen immer so hübsch und zierlich aufgeräumt hatten, wenn er von seinen Reisen nach Haus kam, und denen er jedesmal ein Geschenk mitbrachte, ein Kleid, ein Tuch, Handschuhe oder andere Kleinigkeiten, worüber sie ihre so innige Freude hatten, und sich's angelegen sein ließen, durch hundert kleine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten ihre Dankbarkeit zu beweisen; er dachte an alle seine Freunde und Bekannte, die ihn grüßten und die Hand schüttelten, wenn er vom Posthofe kam und ihn fragten, wie es ihm auf der Reise gegangen sei, und ob er gute Geschäfte gemacht habe, er dachte an seinen Principal, wie der alte, würdige Herr hinter dem kleinen, grün-angestrichenen Gitter, in der Fensterecke des Comptoirs saß, und dem Eintretenden freundlich zunickte, das große, schwere Hauptbuch bei Seite schiebend, und der ihn jedesmal so gutmüthig einlud, erst mit ihm zu frühstücken, um sich zu erholen und nachher von den Geschäften zu sprechen; an alle diese Leute dachte er, und auch noch an des Rathschreibers Gustchen, die erst neulich die Parthie mit dem reichen Brauer ausgeschlagen, er wußte nur zu gut, weshalb, und er fühlte, während er sich mit allen diesen Gedanken beschäftigte, daß er unmöglich jenen Menschen wieder unter die Augen treten dürfe. —

Dann öffnete er das Fenster. — Des lieben Herrgott schöne Sonne schien munter und lustig herein in die Stube, und die Spaziergänger unten kamen und gingen, drängten und stießen sich, grüßten einander, plauderten und lachten, Alles war noch wie sonst, und er konnte es gar nicht begreifen, wie die Leute noch überhaupt lustig sein konnten, und so gleichgiltig aussehen, während ihm das Herz brannte, während er nicht wußte, was für ihn zu thun übrig geblieben sei auf dieser großen, weiten Erde. — Und indem er so stier, und doch ohne etwas zu sehen auf die bunte Menge hinabblickte, fiel ihm der junge Mensch ein, den er vor vielen Jahren einmal in seiner Vaterstadt wegen Diebstahls am Pranger hatte stehen sehen. Es war schon sehr lange her; aber dennoch entsann er sich aller kleinen Einzelnheiten dieses Vorfalls mit der größten Umständlichkeit. Er hörte das höhnende Geschrei der Gassenbuben, als der Stadtknecht dem Verurtheilten das Eisen um den Hals legte, er sah das entstellte Gesicht desselben, die niedergeschlagenen, hohlen Augen, die weißen, zuckenden Lippen, er erinnerte sich auch, daß man nachher er-

ählte, dieser junge Mensch habe sich bald nachher im Gefängnisse erhängt, da er es für unmöglich gefunden, diese entsetzliche Schande zu überleben.

Und je länger er an diesen Vorfall dachte, um desto mehr fühlte er, daß auch er diese Schande nicht überleben könne, die seiner wartete, daß es kein anderes Mittel gäbe, derselben zu entrinnen, als den Tod. —

Man hat mehrfach die ziemlich unhaltbare Behauptung ausgesprochen, daß ein Selbstmord eine moralische Schwäche des Charakters voraussetze, eine Feigheit, unfähig die Schläge des Schicksals länger zu ertragen. Dies ist in jeder Beziehung unrichtig. Dulden, in stiller Ergebung dulden, ist nicht die Eigenschaft eines sich seiner Kraft bewußten Charakters, dieser unterwirft sich Niemandem, nicht einmal den Umständen; zu jenem schrecklichen Augenblicke aber, in welchem man dies strafwürdigste aller Verbrechen begehen will, das strafwürdigste, denn es bleibt uns keine Zeit übrig, durch Reue einen Theil unserer Schuld zu versöhnen, in jenem Augenblick hat der Mensch eine mehr als gewöhnliche Stärke und Kraft des Geistes nöthig, denn kein anderes Gefühl wurzelt nun einmal tiefer in unserem Herzen, als die Liebe zum Leben.

Eduard besaß diese Kraft nicht. Er fühlte, er sagte sich das selbst; er war überzeugt davon, daß es ihm an Muth gebrechen würde, wenn er auch nur einen Augenblick zögere, diesen finsteren Entschluß auszuführen. Er dachte daran, an seine Familie, an seinen Principal zu schreiben, aber er würde nachher zu schwach gewesen sein, den Schritt zu thun, welchen seine erhitzte Phantasie ihm als den besten vorschrieb. Jede Minute Verzug schien ihm gefährlich. —

Er sprang auf. Mit zitternden Händen schloß er den Koffer auf, in welchem er ein kleines Taschenpistol führte. Es war geladen, nur das Zündhütchen fehlte auf dem Piston. Er wußte, daß er diese Kupferhütchen in einer kleinen Schachtel verwahrte, aber er konnte sie im Augenblick nicht finden. — Hastig warf er die Kleidungsstücke, die Wäsche heraus. Da stand die Schachtel am Boden des Koffers. Er öffnete sie, zog den Hahn auf, nur mit Mühe vermochten seine zitternden Finger das Zündhütchen in die richtige Lage zu bringen; endlich war es geschehen. Er setzte die Mündung des Terzerols an die Stirn, seine Finger berührten den Drücker. In demselben Augenblicke hörte er Schritte auf dem Corridor; er wollte abdrücken, aber die eingerostete Feder bedurfte einer größeren Kraft, als sein zitternder Finger aufzuwenden vermochte. Er sammelte noch einmal seine ganze Entschlossenheit zu einem zweiten Versuche, da pochte es an die Thür, sein ermatteter Arm machte eine unwill-

kürliche Bewegung nach unten, der Schuß krachte. Aber jene Bewegung hatte die Mündung verrückt; die Kugel streifte nur die Haut seines Schädels und zerschmetterte den hinter ihm hängenden Spiegel. Bewußtlos durch die heftige Erschütterung des Streifschusses, sank der Unglückliche zu Boden.

In demselben Augenblick trat der Russe in's Zimmer, während zugleich Kellner und Gäste aus allen Thüren hervorstürzten. — Unter den Letzteren befand sich auch Davernay.

Ende des ersten Theils.

kürliche Bewegung nach unten, der Schuß krachte. Aber jene Bewegung hatte die Mündung verrückt; die Kugel streifte nur die Haut seines Schädels und zerschmetterte den hinter ihm hängenden Spiegel. Bewußtlos durch die heftige Erschütterung des Streifschusses, sank der Unglückliche zu Boden.

In demselben Augenblick trat der Russe in's Zimmer, während zugleich Kellner und Gäste aus allen Thüren hervorstürzten. — Unter den Letzteren befand sich auch Davernay.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brass, August,

Die Mysterien von Berlin

Bd.: 1

Berlin 1844
P.o.germ. 162 l-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106196-4